P. o.germ.
85
e-1

P. Germ
85e.-1

Blome

P.o.germ. 85e-1

Rosen und Dornen

in

Erzählungen und Scenen aus dem stillen häuslichen Leben

in einen Kranz gewunden

für

gute Menschen.

Herausgegeben

von

Ludwig Theodor Becker.

Zwei Theile.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg,
in Commission zu haben in der Zeh'schen Buchhandlung.

[1817]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

<36628746950013
<36628746950013
Bayer. Staatsbibliothek

Inhalts-Verzeichniß.

Otto und Savella, von A. Lafontaine. S. 1.

Der Husaren-Offizier, von Caroline Pichler, geborne Greiner. S. 65.

Rosalinde von Ramsay, oder die gefährliche Verbindung von G. Reinbeck. S. 143.

Die drey Nebenbuhler, von K. Streckfuß. S. 229.

Caroline, oder die Prüfungen der Treue. Nach M. Ricard de Saint Hilaire. S. 265.

Otto und Savella.

Wer war der Knabe, Mutter, fragte Otto Kolonna seine Mutter, der mich gestern wegstieß? Du sahst es.

Kennst du das Zeichen seines Hauses, den Bären, nicht besser?

Ich will den Bären erdrücken, wenn ich ein Mann bin.

Knabe, ein Kolonna droht nicht.

Ich will um unsre Säule eine Königskrone flechten.

Der unselige Ehrgeiz deines Bluts! O mein Otto, überlaß deinem Bruder das Schwert, deine Hand ist zum Segnen bestimmt. Du wirst ein Fürst der heiligen Kirche. Mein Ohm, der heilige Vater —

Mein Vater, der tapfere Fürst der Kolonnas! Ich will den Bären erdrücken, der mich zurückstieß. Dieser verhaßte Name Ursini soll untergehen.

O regt sich auch dein Blut schon in dem jungen Herzen? O soll das Blutvergießen von Geschlecht

schlecht zu Geschlecht fortgehen, bis die gerechte Hand des Allmächtigen euch Alle ergreift. Ich bin die Letzte der Korsis. O mein Sohn!

Ich will den Bären erdrücken, und den Adler der Gibelinen auf die Säule unsers Hauses stützen!

Da seufzte die Mutter tief aus dem wunden Herzen. Sie erinnerte sich des Tages, da ihr Bruder fiel und ihr Vater, und ihr alter Name aueimal.

Nein, sagte sie, der Knabe soll fort aus Rom. Er soll nicht aufwachsen unter den blutgierigen Gespenstern des Ehrgeizes, des Hasses, der blutigen Rache.

Sie erhielt es von ihrem Manne, daß ihr jüngster Sohn Otto mit einem Mönch nach dem Stammgute der Korsis, das tief verborgen in den Apenninen lag, geschickt würde.

Er ist für die Kirche bestimmt; laß ihn versöhnen lernen, statt hassen, segnen statt Blut vergießen. Laß Einen von dem Blute der Kolonnas und der Korsis glücklich seyn!

Der Vater bewilligte es, und Otto ging mit einem Mönch ins Gebirge.

Der Mönch war an dem Hofe von Konstantinopel gewesen; er war nach Persien von dem heiligen Vater geschickt, bei dem deutschen Kai-

ser hatte er die Rechte des heiligen Stuhls verfochten; allein von jeder Reise kam der Mönch weiser, aber unbrauchbarer für den heiligen Stuhl zurück.

Er hatte auf der ganzen Erde Menschen und ihre Leidenschaften gefunden, aber auch Tugenden, und überall Gott.

Er zog sich von dem Hofe in Avignon in das Haus der Kolonnas zurück, und er ging gern mit dem lebendigen, muthigen Knaben in die Einsamkeit des Gebirgs. Er hatte den Plan, für den heiligen Stuhl in dem Knaben einen Menschen zu erziehen, oder gelänge es nicht, einen glücklichen Mann.

Er zog mit Otto ins Gebirg, auf das Gut. Hieher konnten die wilden Wetter der ewigen Fehden nicht schlagen. Die beiden Eingänge, die durch das Gebirge in das Thal führten, wo sie wohnten, waren mit festen Thürmen verwahrt; aber dennoch lebten die Bewohner des Thals in tiefem Elende, immer mit dem Hunger, mit Mißärnten ringend. Der zerstörende Geist dieser entsetzlichen Zeit hatte Alles zertrümmert. Dorf gegen Dorf stand immer unter den Waffen. Rauben wollten Alle, aber arbeiten nicht Einer.

Der Mönch hatte Vollmacht, das Thal im Namen der Kolonnas zu regieren. Er regierte

mit

mit strenger, unerbittlicher, unparteyischer Gerechtigkeit das Hofgesinde auf dem Herrenhause, die Besatzung in den beiden Wachthürmen, und die Bauern in den Dörfern und Weilern im Thal.

Er selbst saß, den Knaben an seiner Seite, auf der Dingstätte alle Tage öffentlich zu Gericht, und Frieden und Sicherheit kehrte in das Thal zurück, und mit ihnen der Fleiß und der Ueberfluß.

Der Mönch hatte unter den Arabern in Spanien den Ackerbau kennen gelernt, und unter dem Scepter der Kalifen in Syrien und Persien, und der Knabe sah nach und nach in dem Thale Kornfluren hervorkommen, die Ufer des Flusses wurden reiche Weiden, die gewässert wurden, Viehherden durchirrten die Weiden und das Gebirg. Die armen Landleute verliessen die Höhlen, wohin sie sich vor der Raubsucht der Geistlichen und der Soldaten geflüchtet hatten. Hütten wurden erbauet unter reichen Obstbäumen. Statt des Wehgeschreies, was sonst das Thal durchirrte, hörte der Knabe den Gesang glücklicher Menschen, sah den Tanz der Hochzeiten, die Freude der Taufen. Eine Kirche stieg empor; der Mönch war an Sonntagen und an den Tagen der Heiligen der Lehrer der Menschen, an den andern Tagen ihr Richter, und an allen ihr Beglücker.

Aber

Aber das Alles war so langsam vor den Augen Otto's entstanden, daß er vergessen hatte, wie es war, da er hin kam.

Der Mönch machte mit seinem Schüler eine kleine Reise durch die benachbarten Thäler, und der Jüngling — er war siebenzehn Jahre alt geworden — entsetzte sich vor dem Elende, das er sah.

Warum machen sie es nicht wie wir, Klemens? fragte er erschüttert.

Sie dürfen nicht, Otto, denn der wilde Ehrgeiz der Großen, der Ursinis, der Kolonnas, der Polentas, der Altieris, der Contis, der Annibaldis, und wie sie alle heißen, muß die Thäler alle ausrauben, um Gold für ihre Fehden, für ihre Pracht, für den Sold ihrer Anhänger zu haben.

Der Jüngling schlug erröthend die Augen zu Boden, und mit finsterer Miene verlangte er in sein Thal zurück.

So zähmte der sanfte, weise Mönch den stolzen Geist des Jünglings, und er machte ihn und die Bewohner des Thals zu Menschen.

Oft saß er mit ihm auf einer Höhe des Gebirgs, und sie hatten das glückliche Thal voll Freude und Segen unter ihren Augen; dann sagte er ihm: sieh, in deine Hände hat Gott so

viel Tausend Menschen gegeben, das reiche Thal von Sagarolla, woher deine Ahnen stammen, einen großen Theil des fetten Kampagna, das alte Tusculum, und alle Tausende erwarten von dir das Glück, das ihnen die Natur, ihre Menschengestalt, ihre Gefühle, ihre Wünsche gegeben haben, als ein Menschenleben; denn sie sind Menschen wie du! Und tönt nicht in deinem Ohr der Gesang der Freude süßer, als das herzzerreißende Jammergeschrey der Sterbenden, die Eure Fehden ermorden?

Der Jüngling verbarg seine Thränen.

Du schworst in deiner Jugend, den Bären des Ursinis zu erdrücken. Erdrücke die wilden, reißenden Thiere des Hasses, des Ehrgeizes, der Rache in deiner eigenen Brust, und sey der Vater dieser Menschen.

Ich bin zur Kirche bestimmt! was kann ich machen? fragte Otto mit sehr finstern Blicken.

Das Gute, so wenig es ist. Der Mensch kann viel, Otto, wenn er will. Aber du bist nicht mehr zur Kirche bestimmt. Dein älterer Bruder welkt dem Tode entgegen, und dein Vater wird bald dich diesem ruhigen Thale, dem einzigen in ganz Italien, entreißen. O vergiß es nicht, wenn du nun in Rom an der Spitze deiner Lehnsleute den Banner mit dem Adler

ausbreitest, vergiß es nicht, o vergiß es nicht, daß es Menschen sind, daß dein Haus nur den Adler wehen läßt, und die Ursinis die Schlüssel, um ihre eigene Macht zu vergrößern. Vergiß es nicht, daß über den Kolonnas und den Ursinis, über dem Adler und den Schlüsseln eine höhere Macht waltet, die nur den Menschen will; daß Euer Zeichen, die Säule, fallen wird, wie die Säulen des Kapitols und zu Persepolis. Vergiß das Sprichwort nicht: wenn das Koliseum fällt, so wird Rom fallen; wenn Rom fällt, so wird die Welt fallen. Rom wird fallen, aber die Welt nicht. Auch dein Geist nicht, Otto, nicht deine Tugend, nicht das Glück, das du Menschen gegeben hast; aber dein Haus wird fallen, dein Name vergessen werden! Vergiß das nicht!

Der Jüngling weinte noch mehr; er wagte es nicht, dem Vater Klemens zu sagen, daß ihn verlangte, zurück in die Welt zu kommen.

Du sollst in die Welt, weil du hinein gehörst; aber, Otto, du wirst dich oft wieder nach diesem kleinen Thal zurücksehnen, und du sollst auch einst hieher zurückkehren, um Glück zu finden und Glück zu geben.

Der Jüngling hatte sich auf Verlangen des Mönchs beständig in den Waffen üben müssen.

Er

Er hatte die Aufsicht und den Befehl über die Bewaffneten, die zur Hut der Thürme bestimmt waren, obgleich man ihn nur unter dem Namen Otto, und nicht Kolonna kannte.

So kam er, da er eben sein neunzehntes Jahr angetreten hatte, von einem Thurme aus dem Eingange zurück, und er sah da, wo das Gebirg am unwegsamsten war, einen Jüngling, völlig bewaffnet, oben auf der steilen Klippe stehen, und rings umher nach einem Wege suchen.

Otto rief ihn von unten zu, keinen Schritt weiter herab zu wagen, denn der Fels sey zu steil. Ich komme dich zu führen.

Otto stieg den bekannten Pfad hinauf, und endlich stand er vor dem Fremden.

Sie betrachteten sich Beyde mit frohen Blicken, Otto weidete sich an der hohen Gestalt, an dem Glanz der Waffen.

Ich suche hier Schutz.

Den sage ich dir zu! Hier ist meine Hand!

Bist du hier Herr?

Einen Unglücklichen zu schützen ist Jeder hier Herr. Ich bins.

Gegen die Gewalt? gegen die Macht?

Du bist geschützt.

Der Kolonnas?

Hier stutzte Otto. Hier ist meine Hand! Du bist geschützt!

Otto sagte das so muthig, daß der Fremde Zutrauen faßte. Er fragte: Wer bist du?

Ein Kolonna!

Der Fremde fuhr heftig zurück. Und du fragst nicht, wer ich bin? Ein Feind deines Hauses, ein Ursini.

Aber nicht mein Feind. Hier suchen dich die Kolonnas nicht. Folge mir.

Der Fremde stand fest.

Du heißt hier Rossi, sagte Otto, bist aus Viterbo, im Gebirg verirrt. Ich halte mein Wort. Folge mir.

Der Fremde ging mit Otto am Gebirge hin. Das Thal lag unter ihnen mit den frohen Arbeitern, mit den Hütten, mit den spielenden Kindern, mit dem Reichthum der Herden und der Kornfluren.

Welch ein Anblick! sagte Ursini.

Der Anblick des Friedens, das Ziel meines Lebens!

Du bist der Otto, von dem man sagt, er werde in klösterlicher Stille für das Kloster erzogen?

Für die Würde meines Hauses; mein Bruder athmet nur noch.

Sie stiegen hinab.

Otto führte Ursini zu dem Vater Klemens. Ein Ursini, der vor den Kolonnas flieht. Hier erreicht ihre Rache ihn nicht, Vater.

Hier nicht, Otto. Was zwang dich zu fliehen?

Unsre Häuser, deines und meines, schlossen endlich den langersehnten Frieden. Dein Blutsfreund Sciarra —

O harter Sciarra! rief Otto.

O grausamer harter Sciarra! Meine Schwester geht mit ihrem Knaben und zwey Bedienten — o du solltest wissen, wie unschuldig, hold der Knabe war, wie er schon mit dem frommen Auge dem Himmel dankt, ehe er noch am Altar kniet, um für den Frieden mit seiner Mutter zu beten — so gehen sie der Marienkirche zu.

Dankst du Gott schon für den Frieden, Kind? fragt die Mutter den Knaben.

Da springt Sciarra hervor hinter dem Pfeiler der Kirche, ruft wüthend: für den Frieden? du verhaßtes Geschlecht! und der Knabe liegt blutend am Boden, und über seiner Leiche fallen verwundet die beiden Bedienten.

O Gott! o Gott! lebt der Tieger? das rief Otto, nach seinem Schwerte greifend.

Es war beschworen von allen Ursinis und

Kolon-

Kolonnas: wer Selbstrache übte, sollte des Todes schuldig seyn nach drey Tagen Frist, wenn das Recht gesprochen wäre. Aber, sieh, da ich des Knaben Geschrey hörte — ich stand ohnweit — wie er rief: o grausamer Sciarra, schone mein! ich will ja für dich beten! Da sprengte der Zorn alle Ketten des Friedens und des Todesspruchs. Ich sprang herbey. Sciarra! rief ich: hier ist ein Mann, feiger Knabenmörder! fahr zur Hölle! Und sein Blut stürzte aus dem getroffenen Herzen hervor.

Mein Gott! Sein Blut über sein Haupt! Ich hätte ihn getödtet, obgleich er Kolonna heißt! rief Otto.

Die Friedensbürgen saßen zu Gericht. Die Kolonnas foderten mein Blut. Es wurde ihnen zugesprochen. Ich floh ein paar Stunden vor der abgelaufenen Frist; denn mein Vater hoffte den Frieden aufzukündigen. Er war gegen seinen Willen geschlossen. Kannst du dem Todesspruch mich weigern, du ein Kolonna! Wo sind deine Mannen? wo sind deine Banner, mich zu vertheidigen? wo sind deine festen Schlösser?

Otto legte seine Hand auf sein Herz, und sagte: hier!

Er schrieb seinem Vater, daß Ursini sich in seinen Schutz begeben, daß er mit seinem Leben

das

das Leben Ursinis vertheidigen, und daß er mit Ursini über die Alpen nach Frankreich fliehen würde, wenn nicht sein Haus den Tod Sciarra's für Recht erklärte.

Ich bin nach deinem Tode, Vater, das Haupt meines Hauses! Ich bin ein Kolonna, aber nicht der Rächer eines Meuchelmörders. Ich bringe den Ursini nach Rom; aber wehe dem, der seine Hand gegen den erhebt, der meinen Schutz gesucht hat.

Der Vater erstaunte über die Großmuth des Sohnes, und bewunderte den Muth des Jünglings. Man gab dem Ursini Verzeihung. Der Vater sendete dem Sohne goldene Waffen.

Otto verließ sein glückliches Thal. Er übergab den Vögten das Glück der Landleute. Mit blitzenden Augen rief er ihnen, ehe er zu Pferde stieg, zu: so fordere ich mein Paradies an Euch zurück, so! Ihr haftet mit Eurem Leben dafür!

Dann hielt er noch eine lange Unterredung mit dem Pater Klemens. Sie redeten viel ab. Klemens verließ das Thal auf einem andern Wege, und den beyden Jünglingen kamen die Kolonnas und die Ursinis mit stolzem Gefolge der Großen entgegen.

Das Volk empfing Otto, denn die ganze Stadt redete von seiner Großmuth — mit lau-

tem

tem Freudengeschrey. Der Senator, ein Kolonna, an der Spitze der Obrigkeit und der Geistlichkeit empfing ihn am Thore. Frauen und Mädchen bewarfen ihn mit Blumen und Lorberkränzen.

Der Jüngling hoffte mit muthigem, frohen Herzen eine schönere Zeit, und er und Ursini beschlossen den Eid der ewig daurenden Freundschaft am Altar des Herrn zu bekräftigen nach der Sitte der Zeit.

In der Nacht der beyden hohen Apostel trafen sich die beyden Freunde vor dem Altar des heiligen Peters in seinem Dom, und hörten andächtig die Messe der Vigilien des großen Tages.

Dann gingen sie Arm in Arm zu dem Schlosse der Ursini. Zwey Diener in Weiß gekleidet, und nicht in die Farbe des Hauses, leuchteten ihnen mit Fackeln durch die gewölbten Thore, durch die langen festen Gänge der Burg in die erleuchtete Burg-Kapelle.

Vor dem Altar kniete schon der Meß-Pfaff und die Chor-Knaben. Am Altar zur Seite knieten zwey weiße, weibliche Gestalten in lange Schleyer gehüllt.

Die beyden Jünglinge knieten Hand in Hand am Altare.

Dann erhob der Pfaff die Stimme zum Veni

Creator Spiritus! und Otto erkannte seinen Lehrer Klemens.

Da wendete sich der Priester, und erklärt den Jünglingen, wie Gottes Barmherzigkeit sich der armen Menschen angenommen und in ihre Brust den Ruhm gepflanzt, sie zu großen Thaten zu treiben, und die Freundschaft zur sichern Rettung in der Noth und zur Helferinn an dem Werk Gottes, und die Liebe zu Weib und Kind, zur Mutter und zur Belohnerin aller Tugenden, und wie überall auf der Erde unter Christen, Juden und Heiden der Glaube an Gott und die Ewigkeit den Menschen über das Leben und über die wilden Triebe in seiner Brust erhoben, und Ein Band der allgemeinen Liebe um Fürsten, Adel, Freye und Dienstbare geschlungen hätte, damit Keiner vergässe daß sie alle Brüder, alle Kinder Eines Gottes wären.

Dann schworen die Jünglinge, in Tod und Leben und unwandelbarer Freundschaft zusammen zu stehen für das Recht, für die Ordnung und für das Glück der Gedrückten, und er reichte ihnen zur Befestigung des Schwurs die geweihte Hostie, und segnete sie ein in dem Namen des Barmherzigen, der die ganze Erde an seinem Herzen voll Liebe trägt, wie die Mutter ihr Kind. Amen! sprach er, und Amen! sagten die

Jünglinge, und Amen! schluchzten beyde Frauen, die sich jetzt von den Knien erhoben.

Es ist meine Schwester, Otto, sagte Ursini, Jakova di Rovere, und diese ist Savella, meine Base, aus dem Hause der Annibaldi.

Savella schlug den Schleyer auf, und sagte: o wie hat mich verlangt, dich zu sehen, Otto! denn Ursinis Herz war so voll von dir.

Wie von dir, Savella! Doch wer dich gesehen, Jungfrau — Er blieb im Anschauen vertieft vor ihr stehen.

Ich träumte von dir, da ich dich nicht kannte, Otto; du träumest jetzt, da du mich siehst?

Träume ich jetzt, so gebe der Himmel, daß ich nie erwache. Aber nein, du bist kein Traum, holdes Mädchen. In deinen Adern rinnt Leben wie in meinen; in deiner wallenden Brust springt, wie in meiner, der Quell des Lebens! O sey kein Traum, Jungfrau; wie könntest du, die von nun mein Leben in ihrem Herzen trägt, alle Quellen meines Lebens verstopfen!

Siehst du, Otto, daß du träumst. Wie wolltest du wachend so sagen?

Nun träume ich denn, o Himmel! Was hat denn mein Traum mir zu wehren? so nehme ich der schönsten Traumgestalt den Schleyer ab, und schwöre bei der heutigen Nacht, die mir mehr

als den Freund gegeben, den Schleyer um meine Brust zu tragen, so lange die Brust sich hebt.

Er nahm den Schleyer Savellen vom Haupte.

Was machst du? Otto, was machst du? rief sie erröthend, den Schleyer sanft zurückhaltend.

Ich träume, ich wache, ich liebe, ich schwöre den Träumen ewige Treue, und stoße das wache Leben von mir. Holder Traum, ich bitte dich zu lächeln, und den Schleyer mir zu lassen.

Nein, nein, wie könnte ich das? O Jakova! hilf mir! O Vetter Ursini, ein Kolonna nimmt mir den Schleyer.

Sagtest du nicht, Savella, hob Jakova an, heute noch, du hättest im Traume den edlen Otto gebeten deine Farbe zu tragen, und nun; war dein Traum denn stärker als der jetzige Augenblick? Schworst du nicht, Savella —

O mußt du Alles verrathen, statt mir zu helfen? O mein Traum war viel sanfter, viel besser, viel demüthiger als er. Er soll den Schleier nicht haben, und wenn meine Hand ihn fahren läßt, so will ich mich in sieben Schleier hüllen, und er soll mich nicht wiedersehen!

Deine Thränen wohl nicht, dein Erröthen, was ihm dein Herz verräth!

Nein, rief Otto, und ließ den Schleier fahren: verhülle deine Thränen, Savella, wenn es

nicht Thränen der Liebe sind, sondern des Zorns. Ich will ja sanft seyn und demüthig, wie in deinen Träumen. Ach, in meinen Träumen wirst du von nun an hart seyn, wie die Felsen meines Thals, und doch gossen sie fruchtbare Quellen aus den Adern von Stein. Verschlossen bist du und unerbittlich, wie die Thürme in meinem Thal, und doch öffneten sie sich jedem Unglücklichen! O Savella! Savella!

O Mönch, rief Savella: gib mir deine Weisheit, daß ich nicht leichtgläubiger bin als ein Traum, oder gib ihm mein Herz, daß er nicht wankelmüthiger ist als ein Traum.

O wohl bedürft ihr meiner Weisheit, meine Kinder! O Otto, Otto! was versprachst du mir?

Menschlich zu seyn! Bin ich es nicht? Welch ein höheres Ziel kannst du meinem Leben geben, als sie? Savella! der Name wird das Feldgeschrey meiner Tugenden seyn! Sieh sie an, Klemens, ihre Augen werden wie schönere Sonnen die Begeisterung in meiner Brust entzünden. Sieh doch hin, wie könnte ich je ein nasses Auge neben diesem himmlischen Lächeln ihrer Lippen sehen? Ihr Blick verkündigt ein

allgemeines heiliges Jubeljahr *), an dem keine Sünden vergeben, sondern vermieden werden. Sie soll die langen Verbrechen der Kolonnas und der Ursinis versöhnen! Sie soll Rom den Frieden geben, und nur darum will ich sie lieben.

Sie ist die Braut deines Freundes.

Braut nicht. Frag' ihn. Braut nicht.

Sie ist eine Ursini, und der Vater wird die reiche Erbinn des Annibaldi keinem Kolonna geben.

Er wird. Denn Savella soll das Unterpfand des Friedens seyn. Er wird! Denn ich rettete seinen Sohn. Er wird! O Savella, der Himmel sendete dir deine Träume, und mir goß er der Liebe reinstes Feuer in das Herz. Komm! willst du meine Stimme der Liebe nicht hören, so folge des Himmels Stimme. Kannst du mich nicht lieben, so thue nur das Gelübde, mein zu seyn, wie eine Klosterfrau, die ungern den Schleier nimmt, und doch vor dem Altare schwört, dem Schleier getreu zu seyn. Ich will dich lieben, ich will dich anbeten, und im Traume nur sollst du mich wieder lieben. Ich will dich dennoch lieben, und schlügst du dein ganzes Leben die Augen nieder wie jetzt.

Sie

*) Gerade um diese Zeit 1300 wurde das erste Jubeljahr von dem Papste eingesetzt.

Sie hob ihr schönes Auge.

Gib mir deine Hand, weil ich deinem Vetter das Leben errettete. O deine Dankbarkeit ist mehr, als in anderer Jungfrauen Herzen die heißeste Liebe. Liebe mich darum, weil ich Kolonna heiße; denn es stehet geboten: Liebet eure Feinde! dann wirst du mich doppelt lieben, weil ich dich liebe, und weil ich dein Feind bin.

Nein, Otto, denn ich schwöre meiner ersten Liebe ewig getreu zu bleiben! sagte sie, die Augen voll zärtlicher Thränen auf ihn richtend.

Sage daß ich deine erste Liebe bin, Savella. Du bist meine erste Liebe, du, und meine einzige. Sieh, wenn ich in Klemens Armen lag, wenn das Freudengeschrey der Tausende bey den frohen Festen im Thal zum Himmel hinauf tönte, und zu uns; wenn dann aus meinen Augen der heißesten Thränen Quellen hervorsprangen, so dacht' ich: alle Quellen meines heißen Herzens sind geöffnet. Das ist Liebe! Aber sieh diese Thränen, die jetzt in meinen Augen hangen, sie quillen hervor aus den geheimsten Tiefen, aus den verborgensten Gründen meiner Seele, und in jeder fließt mein ganzes Leben, mein Sinnen dir zum Opfer. Sieh, da ich an Ursinis Brust lag, und ewige Freundschaft

mit

mit ihm schwur, da forderte ich, was ich gab. Dich würde ich lieben, und wenn du mich verriethest, und zückte deine Hand den Dolch auf mein Herz, ich müßte dich dennoch lieben! Welche Zeugen meiner Liebe soll ich anrufen? Den Himmel? Er ist nicht so fest wie meine Liebe! Die Sterne? sie gehen auf und unter, und meine Liebe wanket nicht! Die Erde? ist sie nicht in Jahreszeiten getheilt? meine Liebe ist wie ein ewiger Frühling, duftend und blühend unter dem Gesange der liebenden Nachtigall! Hier den heiligen Altar? auch er kennt gebrochene Schwüre; meine Liebe ist die Treue selbst! Die Ewigkeit? das Grab erst ist ihre Pforte, und meine Liebe ist älter als sie. Meine Liebe ist der Liebe treuer Zeuge. O fordere keinen andern, Savella, als meine Liebe selbst. Gib mir deine Hand, und sage: ich war deine erste Liebe!

Ich liebte keinen Mann außer einen.

Sag' er heißt Kolonna! Und kann deine Lippe den verhaßten Namen nicht aussprechen, so sag' er heißt Otto; oder gieb nur ein kleines Zeichen mit deinem schönen Auge, eine Bewegung der Hand, ein Lächeln deiner Lippen.

Sind Thränen ein Zeichen?

Des

Des Kummers, der Sorge, der Ungewißheit, der Freude höchstens, des Bittens. Laß mir die Thränen, Savella, der ich vor dir knie und bitte. Der Liebe gab der Himmel das Auge voll Flammen, die Arme zum Umfassen, das triumphirende Lächeln des Mundes, die Lippe zum Kuß und zu dem stammelnden Ja!

Und das schweigende, unruhig selige Herz! Kolonna heißt der Name, und von jetzt an bin ich eine Kolonna!

Savella reichte dem knieenden Otto die Hand, und dann wand sie ihren Schleier um seine Schulter und Brust.

Weh! weh! sagte Klemens. Ströme Blut fließen aus dieser Minute. War das dein Versprechen, Savella? Du wolltest ihn nur sehen, ob er dem Bilde in deinen Träumen ähnlich wäre? Du wolltest dem Eide einer ewigen Freundschaft, die beyde schwören sollten, deine stille Liebe zum Opfer bringen? O kannte ich Alter das Herz nicht? O warum willigte ich ein!

Du hast mich also geliebt, Savella, ehe du mich sahst. Frag ihn, frag ihn, und laß dir sagen, wie mein Herz schlug, wenn er den Namen Savella nannte; wie ich nach allen Fenstern hinauf sah, da ich in Rom eintritt, und

sagte:

sagte: das ist sie nicht! und das nicht! Denn mein Herz trug dein Bild, Savella. Ich könnte dich fragen: wo warst du so lange, Geliebte? welches Kloster verbarg dich? welch Gelübd entzog dich so lange meinen Augen? Denn da du den Schleier aufschlugst, da stieg ein Paradies in meiner Seele auf, in dem du der Engel warst, mit dem der Knabe spielte. Da vergieng der Traum des Lebens, das Leben selbst, bis ich dich wieder fand, und den Engel aus meiner Kindheit wieder erkannte, dessen Stimme ich zuweilen in meinem Herzen vernahm. O Savella, ich liebte dich ja längst, und du warst längst mein. Sprich, und ich bin kein Kolonna mehr! Was weissagst du, Mönch? Sie ist mein! und das Wort m e i n kanntest du nie, nie das Wort Liebe. In deiner Brust mußte das Herz deines Ordens schlagen. Du liebst m i ch nicht, nicht die du beglücktest, denn du selbst warst nicht glücklich. Ich bin glücklich, denn ich liebe. Ich will beglücken, weil ich zu lieben verstehe.

Du warst tugendhaft, aber nicht glücklich; du beglücktest, aber du liebtest nicht. Du wolltest nur das ganze Geschlecht; das ist der Stolz deines Ordens. Du willst das Glück der Menschen, und müßten auch die Kolonnas und die

Ursinis

Ursinis darüber zu Grunde gehen; und müßte auch — aber so weit durftest du nicht gehen — und müßte auch deines Schülers Otto Herz und Savella's Herz darüber brechen.

Jüngling, du willst die Weisheit von dreyzehn Jahrhunderten meistern?

Und du, Klemens, das Herz, das so alt ist wie der Mensch.

Meistern nicht, aber leiten will ichs! So gebt euch die Hände, du liebendes Paar.

Was gelobst du mir, Otto? fragte Savella.

Treue Liebe im Leben und im Tode. Ich will für dich leben, für dich sterben, für dich denken, fühlen, athmen; alles was Menschen je thaten, das alles will ich für dich thun, und noch mehr! und dann will ich schwören, ich liebe dich nur so obenhin, Savella, ich liebte dich nur aus Laune, weil dein Vetter auf der Reise aus dem Thal hieher dein Haar lobte und deinen Tanz, und zu mir sagte: sieh sie nur erst; denn für meine Liebe gegen dich, Savella, mußt du mir eine andere Welt schaffen, meinem Arme Zauberkraft, und dem Leben Gehorsam und Reichthum. Wie liebst du mich, meine Savella?

Mit einem kleinen Worte, mit einem demüthigen Worte: treu will ich dich lieben; treu!

Die-

Dieses Wort soll mein Leben ausfüllen wie das Athmen. Und könnte ich dir eine andere, eine reichere Welt geben, so sollte doch ihr ganzer Reichthum, alle ihre Zauber nichts anders seyn als Treue! die, die solltest du mir geben. O die gib mir, Otto!

In diesem Handschlage, Savella! Meine Liebe ist reich wie das Weltenall, und doch hat sie nichts als diesen Handschlag, das Wort Treue! und einen Kuß von diesen Lippen, und mit der Morgenröthe stehe ich am Bette deines Ohms, und bitte kniend um deine Hand.

Und verlierst sie auf ewig! sagte Klemens. Nun rede du, Ursini. Höre Otto, was dein Freund Karlo sagt.

Karlo rieth, das Geheimniß noch eine Zeitlang zu verschweigen. Er entdeckte Otto, daß seines Vaters Haß gegen die Kolonnas seit dem Frieden, und seit dem Triumphe, mit dem Otto in Rom eingezogen war, noch gewachsen sey. Savella sey die Erbinn der reichen Güter ihres Vaters des reichsten Theils der Besitzungen der Annibaldis. Er müsse fürchten, daß mit Savella alle Annibaldis zu den Kolonnas übertreten würden.

Hast

Hast du Hoffnung, Karlo, daß dein Vater je in diese Verbindung willigen wird? fragte der Mönch.

Karlo zuckte die Achseln.

Nun denn, Otto, so thue nicht, als ob du von Savella ein Wort wüßtest.

Ein Kolonna verbirgt sich nicht. Das ist das Vorrecht deines Standes; unseres fest zu stehen und sichtbar zu seyn.

Verbirgst du nicht in der Schlacht deine Brust hinter dem Schilde? Verbirgst du nicht das Samenkorn der künftigen Aernte in den dunkeln Schoß der Erde? Jüngling, jeder Kampf ist kein Sieg, und wagen heißt nicht gewinnen. Ich sage dir, Karlos Vater wird Savella lieber im Sarge sehen, als an der Seite eines Kolonnas.

Was kümmert mich, was er gern sieht.

Und Savella lieber in den Sarg legen, als in das Bett eines Kolonnas.

Wie? das wagt er nicht!

Und hat er es gewagt, so strecken die ihn an Savellas Sarge hin.

Wird das Savella wecken?

Otto warf einen Blick auf Karlo, dann auf Jakova. Karlo schlug die Augen nieder, und die Schwester weinte.

Was

Was soll ich thun?

Hoffen! Savella nicht kennen, mich nicht kennen, Otto, auch mich nicht.

Ich bin in seinem Hause als Arzt. Wüßte er, wie zugethan ich den Kolonnas bin, dieses Meßgewand, dieser Altar würde mich gegen seinen Zorn nicht schützen, und sein Zorn heißt Tod! Verrathe deine Liebe, Otto, und Savella wird das Opfer. Verrathe mich, und du verlierst in dieser Burg deinen Freund. Und nun geht! der Morgen bricht an!

Da faßte Otto Savellas beyde Hände, und sie sagte: hast du gehört, was er sagte, Otto?

Ja! Savella, aber in dem kleinen Worte, was du nanntest, in dem eine reichere Welt liegt, liegt auch ein kurzer Gang aus diesen heiligen Mauern durch die Hallen, durch die offenen Thore. Wir verlassen Rom, verlassen Italien; das Wörtchen baut uns irgendwo eine Hütte. Du heißt Savella die Treue, ich Otto der Treue. Die Namen Kolonna und Ursini sind wie die alten Namen, die wir kalt aussprechen, wenn wir vor ihren Monumenten vorübergehn: Trajans Säule, Titus Bäder, und wir sind glücklich.

Savella sah den Mönch an.

Klemens sagte: wer will Euch halten? der Weg über die Alpen ist bald gemacht, wenn die Liebe Euch führt, ein einsames Thal ist bald gefunden, wohin des nachgeschickten Meuchelmörders Hand und Dolch nicht reicht; aber Otto, wird dahin das Jammergeschrey der Ermordeten nicht reichen, die hier fallen? werden nicht alle Edle, alle Großen zu den Ursinis treten, um die schreyende Ungerechtigkeit einer entführten Jungfrau aus dem väterlichen Hause zu rächen? Wird nicht die Sage, die ganz Europa erfüllen wird: das große Haus der Kolonnas ist gefallen! zerschmettert! untergegangen! nicht dein Thal erreichen? es mit Blutströmen füllen, mit bleichen, drohenden Gespenstern, und mit dem Wehgeschrey der Stimmen deiner ermordeten Eltern, deiner Schwestern, deiner Verwandten? Dann sey du glücklich, und horche auf die Seufzer der Liebe, und jauchze laut: Ich bin kein Kolonna!

Otto stand, er legte die Hand an die erblassende Stirn! dann sagte er heftig: Klemens, wann versprichst du mir Savellens Hand?

Bin ich ein Gott? bin ich das Schicksal? Ich bin ein Mensch, wie du, und dein Freund, obgleich du mir keine Liebe zutraust. Aber eine Freystätte für die Zukunft sollst du dir suchen.

Da wo der Ticino aus dem Livinen-Thal tobend hervorbricht, bey Poleggio, steht ein Kloster, den heiligen Mainrad geweiht, dessen Abt ein Viskonti aus Mailand ist. Sein Geschlecht herrscht so stolz in Mailand, wie die Kolonnas und die Ursinis in Rom.

Viskonti fand die Ruhe des Lebens endlich in der Zelle.

Er war meiner Jugend treuer Freund.

Da im Gebirg, wo die Felsen steil und schrecklich empor steigen, wo der Ticino donnernd in den dunkeln Abgrund stürzt, da liegt mein Thal im Gebirg, in das wild verwachsene, selten betretene Pfade führen.

Ach, hier habe ich einige Jahre gelebt, ehe ich ins Kloster ging. Das Haus im Thal ist mein; die Weinberge, die glücklichen Menschen, die es bewohnen, nennen mich ihren Herrn, und den Abt des Klosters Visconti ihren Schirmvogt. Dahin sollst du ziehen, wenn das Schicksal gebeut. Ein paar Worte meiner Hand an Viskonti werden dir das Thal öffnen, und meine Kinder werden sich des neuen Herrn freuen. Findest du hier unter dem sanften Himmel, der fast wie ewiger Frühling scheint, die Ruhe nicht, so findest du sie nirgend.

Aber nun geht und laßt uns hoffen; und du, Otto, ich sehe dich lange nicht wieder, schweig! Schweig!

Da sanken die Liebenden einander in die Arme zum langen Abschied.

O Otto, ich werde mit der Abendröthe anfangen an dich zu denken, und mit der Morgenröthe aufhören. Meine Abendröthe ist jetzt, da du von mir gehst; meine Morgenröthe, wenn ich dich wieder sehe. O ich habe ja nicht einmal Zeit gehabt dir zu sagen: ich liebe dich! und muß schon scheiden. Ich weiß ja noch nicht einmal wie du aussiehst, wenn du lächelst, wenn du dich betrübst; daß ich nicht bey dir bin, wenn du zürnst, daß die Zeit keine Flügel hat, wenn du leicht spottest, daß Savella dich so liebt. Ich weiß nicht, wie du stehst, wie du sitzest wie du gehst, mit welchem schönen Stolze du dein Schwert trägst! mit welchem Anstande deine Lanze, und ich soll schon scheiden? Ich habe mich noch nicht einmal an deinen Namen gewöhnt; ich kann noch nicht ohne Erröthen sagen: geliebter Otto! Otto, theurer als mein Leben! Otto, wie schlägt mein Herz nach dir! und ich muß schon scheiden? Die Thräne des Scheidens holt die Thräne der Liebe auf mei-

ner

ner Wange ein, und ich soll schon scheiden? O warum stehen schon Thränen in deinen schö- nen Augen! ich habe ja das Entzücken noch nicht gesehen, daß ich dich liebe! O müssen wir scheiden Otto?

Wir müssen! Savella, wir müssen! und so gehab dich wohl! Mit einem Kusse schließe ich deine Lippen, nicht eher wieder zu lächeln, als bis ich dich wiedersehe, und meine schließt der Schmerz. O Savella, lebe tausendmal wohl, wollt' ich sagen, wenn Wohlleben nicht verges- sen hieße. Aber die Liebe, die Hoffnung, mein Andenken machen deinen Kummer süß! Es ist, als verliesse ich mich selbst. So lebe wohl, und nimm diesen Kuß, und diesen, und diesen! Und nun fahret wohl, Freude und Glück, bis ich Savellen wiedersehe! Nimm sie in deinen Arm, Jakova, der Abschied hat sie bleich und fühllos gemacht, und sag' ihr, wenn sie mich vergessen will, was sie mir geschworen.

Er ging mit Karlo. Ich erhielt dir dein Leben, Karlo, und du hast mir ein doppeltes Leben gegeben, und ein Entzücken und einen großen Schmerz. Aber ich werde an dem Schmerze tausendmal sterben, ehe ich sie wieder sehe. Was ists denn mehr, mein Karlo. Ich gehe mit einer Fackel vor dir her, als wäre

ich

ich dein Edelknabe, durch die Thore deiner Burg. Ich will sie nur sehen, wenn sie am Morgen in die Messe geht, nur sehen wie sie kniet, wie sie betet, und ich will nur denken, sie betet für mich. O Karlo, wäre ich du, ich sagte: du sollst sie sehen, und müßte ich sterben! Was kann denn geschehen? Dein Vater kann mich in ihren Armen überraschen, und ich müßte sterben. Sterben? in ihren Armen? Ihre Lippen fingen meine letzten Seufzer auf! Ihre Hände drückten meine Augen zu. O, man muß vor Alter sterben, oder in Savellens Armen! O führe mich! führe mich, Ursini, dem Kusse und dem Tode entgegen!

Karlo lächelte. Du sollst sie sehen, Otto! Du sollst sie sehen, und ohne Gefahr.

Aber er sah sie nicht wieder als bey dem Stiergefecht, das der junge Adel, dem spanischen nachahmend, im Koliseum gab.

Auf den hohen Stufen, wo sonst das römische Volk der Gladiatoren blutige Spiele sah, saßen die Frauen und Töchter der Edeln in hohem Schmuck, und hinter ihnen die Menge des Volks, das neue Schauspiel erwartend.

Die Ritter traten auf den ungeheuren Kampfplatz in den Farben ihrer Häuser, und auf den Schildern ihre Sinnsprüche.

Da trat Otto auf die Bahn. Er trug die Worte: ich bin allein!

Er suchte unter den Frauen Savella. Er schlug das Visier seines Helms auf, und Savella sah seine trauernden Blicke.

Sie ließ den Arm über die Bank herabhängen, und zurücksehend, begrüßte ihn die schöne Hand; dann verstohlen das Auge, dann ein Lächeln der Wemuth. Und da der Senator von Rom unter die edle Jugend trat, um die Loose ziehen zu lassen, und ihn das ganze Amphitheater aufstehend empfing, da stand Savella auf; aber sie beugte das Haupt gegen Otto, dreymal.

Die blutigen Loose wurden gezogen. Die wüthenden Stiere wurden auf die Arena gelassen. Der Kampf hob an.

Das Volk rief den Siegern laut Triumph zu. Da trat endlich Otto mit der Lanze wie der Kriegsgott hervor gegen Savella über.

Er sah sie erblassen, er sah sie schwanken, da der wilde Stier wüthend, das Haupt gebeugt, auf ihn einstürzte. Aber kalt hielt er mit starkem Arm ihm die Lanze entgegen, durchbohrte ihm die Brust, und der Stier stürzte todt zu seinen Füßen.

Savella erhob bey dem Freudengeschrey des Volks das erloschene Auge erst wieder, und das erblaßte Gesicht. Sie hatte nicht die Stärke, ihm mit ihrem Tuche Beyfall zuzuwehen. Sie senkte das Auge auf den Sieger, dann gen Himmel.

Otto blieb unverrückt stehen, als wäre er eingewurzelt.

Er sah nicht, so wenig als Savella, daß die feindlichen edlen Jünglinge murrend sich theilten, daß sie im Vorübergehen Blicke voll Haß, voll Trotz aufeinander warfen, und daß nur der ausgerufene Gottesfriede die Schwerter in den Scheiden hielt.

Ein junger Kolonna, stolz auf seinen Namen, trug auf seinem Schilde die Worte: Fall' ich, so fallt ihr mit mir!

Niemand hatte den Sinn der Worte gedacht, als das Volk, das laut alle Sinnsprüche las, sie verspottete, oder mit Händeklatschen pries.

Kolonna! rief Einer aus dem Volk, da Einer dem Andern die Worte zurief: Edler Kolonna, wir lassen dich nicht fallen! Das Kapitol wird nicht fallen, so lange ein Kolanna athmet!

Schwing dich empor, Adler! rief ein Anderer.

In den Staub der Vatikan! ein Dritter.

 Das

Das Volk erhob ein lautes Freudengeschrey, den kühnen Uebermuth des Jünglings erhebend.

Dreymal mußte der Senator gebieten, den dreytägigen Gottesfrieden nicht zu stören.

Kaum wurde der Zorn gezähmt, kaum konnten die Ritter die Leichen der Verunglückten zur Leichenfeier nach Sankt Johann und nach Santa Maria ruhig begleiten.

Sind wir die Fröhner der Kolonnas? rief Karlos wilder, grausamer Vater, und heftete den stieren Blick an den Boden.

Und sahst du, flüsterte ein Ursini ihm zu, wie Otto Kolonna deiner Nichte zulächelte?

Wem?

Savella! Ich hatte meine Augen auf ihn gerichtet. Sie schweiften nicht umher auf dem Reiz der Mädchen. Sein Auge hing fest, fest an Einer Stelle, und auf dieser Stelle saß die Schönste Aller, Savella, Savella deine Nichte! Neben ihr saß deine Jakova, und ringsum Matronen. Ich hielt mein Auge fest, fest auf Savellen. Ich sah sie erblassen, da der Stier sich ihm näherte. Ich sah ihr Haupt matt auf den Busen sinken. Ich sah sie schwanken auf ihrem Sitz. Bey dem Siegsgeschrey des Volks hob sie erst wieder das todtenbleiche Gesicht empor; auf ihn flog ihr Blick, dann gen Himmel!

mel! Glaube mir, Ursini. Ich habe die Wahrheit gesehen! denn ich hatte meinen Blick fest, fest auf Savellen.

Er kennt sie nicht, sie sehen sich heute zum erstenmal.

So laß es das leztemal seyn, daß sie sich sahen. Denn ich sah Liebe in ihrem Blick, Gebet in ihrem Auge, daß der Himmel einem Kolonna den Sieg gegeben. Es war alte Liebe, Ursini. Weißt du, ob sie sich nicht kennen? Ist nicht dein Sohn sein Freund? Gehen sie nicht Abends im Dunkel Arm in Arm? Lächeln sie nicht einander zu, wenn sie sich begegnen? Winken sich mit der Hand, mit dem Auge, mit der Seele? Es ist dein Sohn! und er hat ihm vom Todesspruch gerettet! Konnten wir das nicht selbst. Das Blut deines unschuldigen Enkels über Sciarras Haupt, und über die Häupter aller Kolonnas. Er ist dein Sohn; aber es ist nicht recht, und lassen wir die Hände sinken, so siegt der Adler über den Schlüssel Sankt Peters. Mahnt nicht Karlo immer zum Frieden. Gib Acht, alter Ursini, Savella soll das schöne Unterpfand des Friedens werden. Gib Acht!

Ich wollte es wäre, wie du sagst, sagte mit tückischem verschlossenem Grimm Karlos Vater.

Du wolltest?

Ich wollte, er beträte heimlich meine Schwelle, Savellen zu sehen; dann fiel' er mit Recht. Dürfte ein Kolonna das Schwert aus der Scheide ziehen, den Verführer meiner Nichte zu rächen? Aber jetzt sehe ich, warum mein Sohn zögert, warum sie ihm zu jung ist, warum er geschworen hat, keines Weibes Bett zu besteigen, bis er Sciarra's Tod vor sieben Gnadenbildern gebüßt hat. Ich sehe! Ich hasse der Kolonnas Freunde, beym heiligen Stuhl! bey Sankt Peters Hochaltar! bey des Papstes heiliger Macht! wäre mein Sohn darunter, ich hasse Kolonnas Freunde! Ich hasse den Adler der fremden Fürsten, aber mehr als Alles hasse ich die Säule des Kolonnas!

Eben an diesem Abend trafen die beyden Freunde sich unter dem Säulengange von Sankt Peter.

Karlo, ich muß sie sehen.

Das ist Savellens Auftrag an dich. Um Mitternacht sey in der Farbe der Ursinis mit einer Fackel hier. Ich führe dich!

Um Mitternacht ging Otto mit der brennenden Fackel vor Karlo her, ihm nach Hause zu leuchten.

Karlos Stimme öffnete das Thor, der alte Thorwart ließ beyde mit einer Bewegung sie aufzuhalten und mit einem Seufzer vorüber gehen.

Dann führte Ursini den Freund über lange, dunkle Gänge vor eine kleine Thüre, die er öffnete, und hinter sich fest verschloß.

Nun sey eine Stunde glücklich! Aber, Otto, nur Eine Stunde, hörst du. Er öffnete die Thüre, und Savella lag an Otto's Brust. Die Fenster waren verschlossen, damit das Licht nichts verrieth. Nur zwey Stühle standen da, auf einem Tische eine Wachskerze.

Ich zittere zwar, mein geliebter Otto, aber hinweg Furcht und Zittern! Und du mein Herz, meine Seele, empfange das Entzücken des Himmels in seinen Armen! O sage mir geschwind, denn eine Stunde verfliegt der Liebe, wie eine Minute, sage mir, ob du mich noch liebst! O sage mir nichts, als daß du mich liebest, Otto! Nenne mich deine Savella, deine geliebte Savella! Schlinge deinen Arm um meinen Nacken, lege deine Lippen an meinen schmachtenden Mund, Otto. Ich weiß ja, daß

der

der Tod dein Loos ist, der unvermeidliche Tod, wenn ein Ursini wüßte, du wärest hier. Und ich fürchte, ich fürchte, Otto, der alte Ursini weiß es. Denn er betrachtete mich am Tische mit finstern, tückischen Blicken, dann mit grimmigen Lächeln, und fragte so räthselhaft: warum ich heute so blaß wäre? um wen ich traure, um die gebliebenen Ursinis oder um die lebenden Kolonnas? Aber dennoch sagte ich ja, da Karlo mich fragte: soll er kommen? Durch den Tod bist du gegangen, Otto, aber an dieser Brust finde das frohe Leben der Liebe! der Tod ist Ein Augenblick, und wenn du für den Ruhm, für das Freudengeschrey des Volkes, wie heute, dein Leben wagst, so wage es für mich, für das Glück, für die Liebe.

Tausend Leben, Savella, tausend! Hinweg, du bleiche Furcht, an diesen schönen Lippen will ich Leben, Muth und Freude trinken. Komm in meine Arme, Savella, umschlinge mich fest, ranke deine Arme um meinen Nacken, wie der Epheu mit tausend Armen. Fester! fester, daß ich dein Herz an meiner Brust schlagen fühle, daß deine keusche Brust mit meiner empor wallt! O ich sah's, wie du mich grüßtest, mit der winkenden Hand, mit dem betenden Auge, mit dem erblassenden Gesicht, mit der Ohnmacht

käm-

kämpfend. Das waren die Grüße deiner Liebe, Savella.

Ach Otto! die ich theuer erkaufen mußte. Der Tod trat an deine Seite. Diesen Morgen und jetzt, und jetzt! Aber wir haben eine Stunde glücklich zu seyn, und einen Augenblick zu sterben. Ich zittre, Otto, denn der alte Thorwart erzählte mir — er liebt mich — er hätte Befehl von Alten, Jedermann hinein zu lassen, aber Niemand hinaus; auch wäre der grausame Martin Ursini verkappt zu dem Alten geschlichen, und ein paar andre finstre Gesichter, ganz bewaffnet. Siehst du, du stehst am Abend wieder an deinem Grabe! Aber ich wollte dich sehen; wissen sie, daß du mich liebst, und sie müssen es wissen — denn wird der Name Kolonna genannt, so fliegt die Farbe der Liebe über Gesicht und Busen — sie wissen es, Otto, sie wissen es, und dann — dann — mußtest du nicht doch einmal kommen? Mußte ich dich nicht kommen heißen? Aber hinweg, Furcht! hinweg! denn an meinem Herzen habe ich dich, und diesen.

Sie zog einen kleinen Dolch hervor, und verbarg ihn sogleich wieder in ihren Busen. Ich zittre nicht mehr vor dem Tode, seit ich

dich heute so ruhig vor dem wilden Thiere stehen sah.

So sage mir jetzt Lebewohl! O meine Savella! Diese eine Umarmung, und diese, und dieser Druck deines Herzens an meinem sind ja tausend Leben werth. Zieh einen Harnisch unter dein Kleid, sagte mir Karlo. Nein, dacht' ich, beschloß ich; soll ich sterben, so soll ihr Herz noch einmal sich an meine weiche, warme, lebenvolle Brust voll Liebe drücken, und nicht an das kalte Eisen. Setze dich auf meine Knie, Savella, wir wollen thun, als wäre ich nicht sterblich. Und bin ichs dann, wenn deine Arme mich halten. Muß ich nicht sterben, wenn der alte Ursini mich verklagt, ich sey zu Nacht in sein Haus geschlichen, mit seiner Nichte allein gewesen? Muß nicht der Obmann des Friedens das Todesurtheil gegen mich sprechen? O der Tod ist süß, ich habe ihn an dieser Brust voll Liebe gefunden, an diesen lächelnden Lippen getrunken.

So saß Savella auf seinen Knien in keuscher, heißer Umarmung, und Thränen fielen auf die küssenden Lippen.

Da pochte es an die Thüre, das war das Zeichen des Aufbruchs. und nun leb wohl, mein Leben! meine Welt! meine Freude! mein

Licht!

Licht! Drücke deine Lippen an dieses Herz, denn es ist dein. Lebe wohl, Savella! wir sehen uns wieder, diesseits oder jenseits, ist es nicht hier.

Drücke mit dem letzten Kusse meine Augen zu, Otto! denn ich fürchte wir müssen sterben! Und nun leb wohl. Mein letzter Traum, mein letztes Wort ist: Otto! Leb wohl!

Er gieng. Leise flüsterte ihm Karlo zu: Geh leise! hinter mir! Ich habe Fußtritte gehört im hintern Gange!

Sie giengen leise den Gang hinab.

Da brachen aus dem gewölbten Kreuzgange Fackeln hervor, und vermummte Menschen, und die furchtbare Stimme: Halt! wer ist da?

Karlo Ursini. Wer wagt mir Halt zu gebieten? Fort mit den Fackeln, bey Eurem Lebenslicht! Laßt mir den Weg frey, oder ich sende Euch den Weg zum Grabe! Wer mich aufhält, wer in meinen Weg tritt, bey dem Heil meines Namens, bey der Ehre meines Hauses! bey der heiligen Macht am Sankt Peters Stuhl! er muß den Erben von den Ursinis tödten, oder ich tödte ihn!

Er zog den Degen, und drang in dem engen Gange vorwärts. Fort! fort! Ich bin un-

unbarmherzig wie das Weltgericht. Auf der Spitze meines Degens wehet der Tod!

Rasender, ich bin dein Vater!

Ich bin dein Sohn nicht. Ich bin ein blasses Gespenst der Nacht. Ich habe heute keinen Vater! Fort! fort! Das Licht weg, oder ich verlösche Euer Lebenslicht. Denn die Hölle hat meine Augen geblendet. Ich sehe nichts als Ungeheuer! Fort! rufe ich noch einmal. Mein Gang ist dunkel und mörderisch.

Da hob ein Bedienter die Fackel hoch, und sprang einen Schritt näher, um Otto's Gesicht zu erkennen, und in dem Augenblick stieß Karlo ihn nieder, und rief: sag es der Hölle, wen du gesehen! Mein Eisen hat deine Zunge stumm gemacht, und warst du mein Vater, so verzeih es der Himmel! Ich Karlo bin sein Mörder! Und stünde ein Engel auf meinem Wege, ich würde mein Schwert in seine unkörperliche Gestalt bohren, bis ich den Ort träfe, wo seine Unsterblichkeit wohnt. Fort! sage ich zum letztenmal! fort! Wer sein Gesicht erkennt, hat dem Tode ins grauenvolle Angesicht gesehen! Oeffnet den Weg!

Er sprang vorwärts, und stieß den zweiten nieder.

Warum

Warum versperrst du dem Tode den Weg, Waghals! Warum willst du den Gang der Zeit aufhalten? Ich bin die Zeit, und jeder Schritt ist ein Tod.

Ich bin dein Vater, Karlo!

Nähere dich nicht, der den Namen Vater, vor dem mein Blut zu Eis wird, auf der Zunge führt. Ich schwor an Sankt Peters Altar, meinen Weg hier im Dunkeln zu finden, und müßte er über lauter Leichen führen, und gienge es über gräßliche Verbrechen, deren Namen die Zunge mit Zittern nennt, wobey der Mensch erblaßt, wenn er sie nur nennen hört, und müßte ich mitten durch eine flammende Welt, die der Zorn des Allmächtigen zertrümmert. Ich gienge! Fort! fort! Laßt mich nicht länger schwören, und traut meinem Wort. Ihr müßt mich tödten oder ich Euch, Mein Tod nur kann meinen Eid lösen.

Er drang wüthend vor, sie wichen zurück.

Verhülle dein Gesicht, du hinter mir, und schweig. Ich führe dich! Und müßte der Pflug über die Stätte gehen, wo der Ursinis hohe Macht haußte, und müßte des Henkers Hand Salz ausstreuen, wo die Ursinis herrschten, und müßte mein Wappen, der Bär, ein Spott

Italiens

Italiens, und der Nachwelt eine Fabel seyn; ich führe dich!

Das Getümmel wurde immer stärker. Der Vater raufte sich das graue Haar aus, und rief: Greift ihn! zittert ihr vor Einem Manne! Feigherzige! Haltet die Fakeln näher, damit wir des verdammten Kolonnas Gesicht erkennen, und dann fahr' er zur Hölle.

Aber so wie eine Fackel vortrat, stieß Karlo darnach.

Vatermörder! rief Ursini: der Fluch der Erde verfolgt dich.

Gott wird anders richten. Verhülle dein Gesicht! und halte dich hinter mir. Und nun Raum! Gebt mir Raum oder sterbt! Er drängte vor.

Da erschien im hintern Gange eine Fackel. Es war der Pater Klemens, der langsam daher schritt.

Laßt mich vor, sagte er gebietend: ich befehle dir, Karlo Ursini, im Namen Gottes, dessen Diener ich bin, das Schwert einzustecken.

Weich zurück, Mönch, du bist ein Kind des Todes!

Das war ich, seit ich geboren. Wäre ich ein Diener Gottes, wollt ich den Tod fürchten?

Er schritt auf den vorgestreckten Degen Karlos langsam zu, beugte ihn mit der Hand zur

Seite,

Seite, leuchtete Otto ins Gesicht, das er empor richtete, und rief: es ist Otto Kolonna! Sein Blut über sein eigenes Haupt!

Der Mönch trat in die Mitte zwischen Beyde, und rief: nun ziehe deinen Weg, Karlo, den du zu gehen so theuer geschworen. Unglücklicher Kolonna! sollte dein Freund ein Vatermörder werden? dahin verleitete dich die wilde Leidenschaft zu Savella. O ihr Jünglinge!

Da trat Kolonna vor. Der Mönch stand zwischen ihm und seinen Feinden, und hielt den Raum zwischen ihnen mit seiner Fackel und der Würde, womit er eben den rasenden Karlo entwaffnet hatte.

Otto sagte: ich bin ein Kolonna. Ich heiße Otto! Und nun! er ergriff das Schwert des Gefallenen, und Karlo stellte sich neben ihn.

Verlaß das Haus der Ursinis! rief der Mönch gebietend. Die edlen Ursinis sind nicht Mörder, aber sie sind deine Ankläger vor den Bürgen des Friedens, den du gebrochen. Ich bin Zeuge gegen dich. Geht! geht! und eine sanfte Reue begleite Euch!

Er hielt die Fackel und die aufgehobene Hand zwischen den feindlichen Parteyen, wie die Hand des Schicksals. Alle zitterten vor diesem sanften Ge-

Gesichte, vor diesen Augen, die nur Thränen statt drohender Flammen hatten.

Die beyden Jünglinge giengen den Gang hinab, und da sie verschwunden waren, wunderten sich Ursini und seine Freunde, daß Kolonna lebend entronnen war.

Der wilde Vater umarmte den Mönch, und schwor, Savella sollte sterben.

Dann fodern die Annibaldis die reiche Erbschaft zurück, Ursini! das bedenk! das Volk in Rom, das an den Kolonnas hängt, wird das Geschick der Liebenden bedauren, und du verlierst, was du jetzt gewinnen kannst. Otto's Tod oder seine ewige Verbannung ist gewiß; denn er hat deine Burg entweiht. Sage, Savella liebte ihn, und die Herzen aller Menschen wenden sich von dir ab. Laß mich mit Savella reden.

Geh, geh, muthiger Mönch, und die Ueberredung wohne auf deiner Zunge!

Der Mönch gieng zu Savella.

Er ist glücklich entkommen, Savella! Sage mir, wie kam er zu dir, der Verwegene, der Unbesonnene, der des Sohnes Arm gegen des Vaters Herz mit dem meuchelmörderischen Dolch bewaffnete! Sieh, wohin deine Liebe den edlen Jüngling gebracht hat. Er muß, wenn nicht

der

der Tod über ihn ausgesprochen wird, Rom verlassen, wie ein Bettler, vermummt gegen die Meuchelmörder, welche die Ursinis ihm nachsenden, die Erde durchirrten, ohne Vaterland, ohne Namen, ohne Heerd, ohne Freunde athmen, nicht leben, und —

Ich gehe mit ihm! und er hat Vaterland, Namen, Heerd, Freunde! Er hat Savella.

Der Mönch lächelte. So sage, du willst Karlo deine Hand geben, und in drei Tagen sollst du Otto's Weib seyn.

In der Kirche Sankt Johann versammelte sich das Gericht der Friedensbürgen, des Obmanns, der von beiden Theilen gewählt war, der Senator von Rom, ein ehrwürdiger Greis, selbst ein Kolonna saß erhöht vor dem Altar, zum Spruch des Urtheils. Die Banner mit den Adlern und mit den Schlüsseln Sankt Peters wehten in den Hallen.

Die Kolonnas betrachteten die Ursinis mit wilden Blicken. Alles verkündigte die gewaltsame Lossprechung Otto's und den neuen Krieg zwischen den Ursinis und den Kolonnas. Aber da trat Otto unbewaffnet, von seinem Vater begleitet, in den Dom, und näherte sich dem Kreise des Gerichts, ernst und voll Ruhe.

Der Frieden der Kirche und des Gerichts wurde hoch vom Altar verkündigt. Kläger und Beklagte schworen auf das Evangelium und auf die Reliquien der Heiligen, ohne Zorn und Feindschaft die Wahrheit zu sagen. Dann schwuren die Richter, die Bürgen des Friedens, der Obmann, gerecht zu richten vor Gott, den Engeln und Heiligen. Die Ursinis und Annibaldis klagten, daß Otto Kolonna zur Verführung einer Jungfrau in das Haus der Ursinis sich eingeschlichen habe.

Der Obmann schlug vor, den Zufall zu einem neuen Bande des Friedens der Stadt zu machen, um die Hand Savellens dem Kolonna zu geben.

Nein, riefen die Ursinis wüthend: Kolonna mußte offen zu dem Ohm des Mädchens kommen, nicht bei Nacht heimlich. Er wollte den Namen Ursini nicht ehren, sondern schänden. Sie trugen auf den Tod Otto's an.

Hier legten sich alle Hände der Kolonnas an die Schwerter.

Otto gebot Stille. Er gestand, daß er in der Nacht Ursinis Haus betreten, Savella, die er liebte, gesehen, daß die Leidenschaft des Jünglings das Gesetz nicht geachtet, und den Namen Ursini nicht geehrt, wie er sollte!

Gestrit-

Gestritten wurde mit Grimm; der Zorn brachte die alten Vorwürfe wieder hervor; Alles rieth, die Entscheidung des Streites dem Gottesurtheile, den Waffen, wie es den Rittern gebührte, zu übergeben.

Da dachte Otto an Klemens und an die Gerechtigkeit, und er forderte Entscheidung durchs Gesetz und den Obmann, und versprach, des Gesetzes Spruch zu erfüllen.

Er sah am Altar seinen Lehrer, seinen Freund, seinen Klemens stehen, der fest das Auge auf ihn gerichtet hielt.

Das Gericht trat zusammen, und nach einer Stunde verkündigte der Senator den Spruch: Da Otto Kolonna den beschornen Frieden freventlich gebrochen, das Haus der Ursinis zu Nacht betreten, zwar unbewaffnet, aber doch eine Jungfrau des Hauses nächtlich und allein zu sprechen hinter dem Rücken ihres Ohms, so spreche das Gericht zu Recht, daß nach drey Tagen Frist, die ihm zur Flucht gestattet sey, das Leben Otto's den Ursinis und den Annibaldis zur Beute gegeben, daß er für vogelfrey in den Marken Italiens erklärt sey, und daß sein Blut auf seinen eigenen Kopf komme.

Das Urtheil wurde in Rom auf allen öffentlichen Plätzen ausgerufen.

Der Mönch gab Otto einen Wink, und verließ die Kirche.

Otto ging hinter ihm her, und sie traten Beyde in ein Kloster, dann in eine Zelle.

Hier umarmte der Mönch den Jüngling lächelnd. Du hast die Gerechtigkeit geehrt, Otto; du hast meine Plane mit dir verwirrt; aber wer weiß, ob du nicht Recht hattest, mir zu sagen: ich trage das Herz meines Standes in meiner Brust. Da du Savella zum erstenmal sahst, wolltest du fliehen mit ihr. Jetzt hat der Himmel deinen Wunsch erfüllt.

Mit ihr, Vater? Mit ihr?

Mit ihr! denn das Gift, was sie ermorden soll, liegt schon bereit. Mit ihr! Mit Savellen. Du gehst in unser Thal, heute, auf den verborgenen Pfaden, die du kennst. Nach drey Tagen komme ich mit Savellen nach. Geh heute noch, mein Sohn; denn die Meuchelmörder auf dein Leben sind gedungen. Das Thal kennt Niemand als Karlo, von dem ich dich grüßen soll. Er ist gefangen, bis du fort oder tod bist.

Otto steckte Geld und Edelsteine zu sich, verließ das väterliche Haus am Abend in den Kleidern eines Pilgers, und ging die bekannten Wege in das Gebirge. Am dritten Tage stand er

am Thurm im Paß. Man öffnete, und er war in seinem glücklichen Thale.

Ach welch eine stille Welt voll Freude sah er hier gegen das reiche Rom, gegen die Hauptstadt der Welt.

Nach drei Tagen sah er, denn er saß hoch auf der Warte des Thurms — den Mönch von einem Knaben begleitet. Es war Savella.

Er flog ihnen entgegen.

Verrathe dich nicht, sagte der Mönch. Auch komme ich nur diese Nacht; denn den Knaben bey mir soll Niemand kennen als du. Erwarte mich an der Kirche, um Mitternacht.

Die Mitternacht kam, und der Mönch führte Savella und Otto in die kleine Kirche, die Kerzen wurden angezündet. Er legte ihre Hände vor dem Altare zusammen zum heiligen Sakrament der Ehe.

Wir müssen scheiden, Otto! sagte Klemens. Hier ist dein Weg, den du nehmen sollst. Jedes Nachtlager ist bezeichnet. Ruhig fodre die Gastfreundschaft in den Klöstern, deren Namen hier stehen. Du zeigst dem Abt oder dem Guardian dieses doppelte Kreuz, mit diesen Buchstaben umher, und Niemand wird fragen, wer du bist. Man wird dir Wegweiser geben, und Alles was du bedarfst. Der Kolonnas Macht

ist

ist groß, die Weisheit aber ist auch mächtig. Viskonti in Mainrads Kloster kennt dich schon. Er wird dich führen, edler Otto. Nun lebe wohl, sey glücklich. Mich treiben wichtige Begebenheiten nach Frankreich. Jeder, der das doppelte Kreuz kennt, wird dir sagen, wo der Pater Klemens ist. Der Morgen ist da. Ihr müßt gehen, Kinder. Ich will meine Abreise morgen im Thal ankündigen.

Otto und Savella stiegen die steilen Pfade hinan. Eine Höhle, dessen Eingang blühende Myrthen beschatteten, wo er so oft als Kind gesessen hatte, wurde des glücklichen Paares Brautgemach. Sie schlummerten neben einander auf schwellendem Moos, von dem Duft der Blüten erfüllt, bis die erwachende Sonne und die erwachenden Stimmen der Vögel sie erweckten.

Sie fanden überall auf dem Wege die freundlichste Aufnahme, und ihr Weg war der geheimste im ganzen Gebirg, bis sie bey Bellinzona die Straße und die Ufer des Ticino erreichten.

Dann gingen sie durch die Riviera nach Polaggio ins Kloster.

Otto gab dem Abt sein Zeichen.

Otto! sagte der Abt, ein großer, edler Mann, sey mir willkommen mit Savella. Euer Asyl ist schon lange bereit. Du sollst den Kolonnas und den Ursinis ein Geist des Friedens werden. Es mag dem guten Klemens viel gekostet haben, dich glücklich werden zu lassen. Wir müssen thun, was wir können, den großen Morgen des Lichts herbeyzuführen, wo nicht die Gesetzlosigkeit und die Gewalt das Schwert statt des Zepters führt, aber die Natur geht langsamer als unsere Wünsche. Das möchte Klemens nicht gern glauben: Sieh, hier steht ein Kolonna und eine Ursini, und ein Visconti gibt Euch eine ruhige Freistäte, die ein Ruskoni — denn das ist Euer Klemens — angebauet hat. Geh, Savella, in dieser Zelle wirst du die Kleider deines Geschlechts finden; denn in dem Thale, wohin ich dich führen werde, soll deine Liebe, deine Güte dich zu der Mutter der Menschen machen, die das Thal bewohnen. Die Liebe zwischen Mann und Weib ist etwas Hohes, Wunderbares, wie die Liebe der Mutter zu dem Kinde. Sie liegt an den Ketten eines sehr geistigen Triebes. Aber vergeßt nicht, daß es noch eine höhere Liebe gibt, die Liebe zu dem Menschen. Sie liegt an gar keiner Kette, sie sollte das Kind des freyen Entschluf-

schlusses seyn; sie ist die Tugend selbst. Sie hat ihre Geburt im Himmel, und ihren Lohn in der Ewigkeit.

Nun ging der Abt mit ihnen in das Livinenthal, an den grausen Ufern des reissenden Flusses; dann ging er abwärts in die Reihe der Berge, langsam steigend die steilen Pfade, durch dunkeln Wald, bis auf einmal der kaum sichtbare Fußpfad vor einem unermeßlich tiefen Schlunde abriß.

Der Abt lächelte. Dann zog er eine Pfeife von Elfenbein hervor, pfiff, und es erschien ein alter Mann am jenseitigen Abgrunde.

Mit einem leichten Mechanismus von Gewicht und Gegengewicht, legte sich ein Baum, der am Schlunde wie umgestürzt lag, über den Abgrund, und diente zur Brücke.

Sie gingen hinüber, dann auf's Neue durch das Labyrinth von Wald und Felsen, und da standen sie am Abhange des Gebirgs, und sahen das Thal, wo sie wohnen sollten, vor sich liegen. Am südlichen Abhange zogen sich Wein und Feigenbäume in die Höhe, das Thal war mit reichen Kornfluren bedeckt, mit schönen Hügeln und Weiden.

Sie gingen am Rande hin, und hier öffnete sich ein neues Thal, schöner und reicher

als

als das erste. Es war ein schöner Garten von Thälern, die von Hügeln getrennt wurden, durch welche Bäche irrten, an den Bächen standen die schönen Hütten, und mitten unter den frey irrenden Schafen spielten die Kinder.

Der Abt stieg mit ihnen hinab, und führte sie durch das größte Thal zu einem höheren Hause, das in dem Schatten von Buchen auf einem Hügel lag.

Er zog eine Glocke an, und sogleich sammleten sich die Nachbarn des Herrenhauses auf dem Hügel.

Hier, ihr guten Nachbarn, sendet Euch der Pater Klemens den neuen Herrn und die neue Frau, die er Euch so lange versprochen. Er wird Euer Vater seyn, wie Klemens es war, wie ich es gewesen bin. Gehorcht ihm nach den alten Bünden, Pflichten und nach dem Gesetz, das hier im Thale gilt. Morgen ist Gemeine-Versammlung, wo die ewigen Bünde und Gesetze vorgelesen werden sollen, deren Schützer und Gewährsmann ich bin.

Otto und Savella standen wie auf Zauberboden, denn sie sahen sich in einem Kreise von wohlgekleideten Menschen, Greisen und Alten, denen das Feuer des Glücks aus den Augen leuchtete, junge Männer und Weiber, mit

Bli-

Blicken voll Liebe, und Mädchen und Knaben und Kinder, welche die Neugierde herbeygezogen hatte, mit gesunden Gesichtern voll Anmuth und Unschuld.

Mit Freundlichkeit und Vertrauen näherten sie sich der jungen, schönen Herrschaft, und reichten ihnen die Hände.

Der Schall aller Glocken verbreitete die Nachrichten in den andern Thälern, und am andern Morgen standen Otto und der Abt im Ringe der Gemeine, und der Thalbund wurde verlesen, und Otto beschwor ihn in ewige Zeiten zu halten, der Gewalt nichts, dem Recht unter zwölf Nachbarn und dem Obmann, wenn das Gesetz nicht entscheide, Alles zu verstatten, das Thal auf ewige Zeiten verschlossen zu halten, keine Fremdlinge, als zum Schutz nur für bestimmte Zeit aufzunehmen. Keines Gewissen zu bedrängen, keinen Hausvater in dem Hausrecht zu stören.

Der Gesetze waren wenige und einfache, gerade wie sie unschuldige Menschen gebrauchten.

Dann schworen die Hausväter dem neuen Herrn, Otto und seinen Erben, Treue in Erfüllung ihrer Pflichten. Die jungen Weiber brachten Savellen Blumen, Flachs, Milch, Käse und Weißbrot, in schönen Körben, als

Zei-

Zeichen der Huldigung; die Männer an Otto ein Faß alten Wein, ein schönes Thal-Gewächs, einen Stier mit Blumen gekränzt, und einen Sack Weizen; und die jungen Leute tanzten heute unter den Linden vor Otto's bequemen Hause.

Savella fiel mit Freudenthränen in Otto's Arme.

O welch ein Glück, Otto! o es ist doch alle Größe unserer Häuser nichts, gar nichts gegen das Glück dieses Thales.

Darum haltet die Eingänge verschlossen! sagte der Abt, damit Ihr glücklich bleibt!

Sieben Jahre hatte Otto mit der geliebten Savella im Thal gelebt, Vater von fünf Kindern. Klemens benachrichtigte ihn von seiner nahen Ankunft. Aber Roms Freyheit, welche ein Mann aus dem Volk Nikolo Rienzi, der Hauptstadt der Welt gab, hielt ihn in Rom zurück, und gab seinem edlen Herzen neue Hoffnungen. Rienzi stürzte den wilden Uebermuth der Kolonnas und der Ursinis. Ihre befestigten Palläste in Rom wurden niedergerissen. Friede, Ruhe, Sicherheit und Gesetze kehrten nach Rom zurück.

Da sammlete Ursini, der Alte, Karlos Vater, seine Vasallen, bewaffnete die Verbrecher,

und

und zog gegen Rom, gegen das unbewaffnete und ungeübte Volk; alle die tyrannischen Edeln in Mailand und Komo zitterten vor dem Sohne einer Wäscherinn, des Rienzi. Ursini drang in Rom ein, ein panischer Schrecken ergriff sein Heer. Das Volk drang mit Waffen, die ihm der Zufall gab, in die fliehenden Haufen. Da fiel an diesem Tage die Blüte des römischen Adels, die Kolonnas, die Ursinis.

Der Vater Karlos entging durch eine schnelle Flucht dem Blutgerüst. Als Bettler verkleidet, irrte er im Gebirg umher. In jeder Stadt las er zitternd angeschlagen, daß er des Reichs Acht, in des heiligen Stuhls Bann erklärt war. Sein Leben war vogelfrey. Jedes Haus, das ihn aufnahm, sollte niedergerissen werden, Jeder der ihn schützte, war des Todes schuldig.

Da war sein Stolz gebrochen. So fand ihn sein Sohn Karlo, der beym Anfange der Unruhen sein Weib und seinen Sohn zu Otto ins Thal geflüchtet hatte. Er hatte von Klemens das Zeichen des doppelten Kreuzes, und die sichern Orte, wo er einkehren konnte.

Ich will dich retten, Vater! sagte der Sohn vor ihm knieend.

Er führte ihn die Wege durchs Gebirge.

Kei-

Keiner, der die Flüchtlinge aufnahm, fragte nach ihrem Namen.

Wer gab dir die stille Macht, Karlo, daß jede Thür sich uns öffnet?

Klemens, mein Vater.

So stiegen sie sicher hinauf nach dem Livinen-Thal.

Wer wird mich gegen die Acht des Kaisers schützen?

Die Freundschaft, Vater.

Wer kann den Blitz der päpstlichen Bannbulle aufhalten, Sohn?

Die Freundschaft, Vater.

So kamen sie an den Schlund, der das Thal des Glücks von der Erde trennte.

Die Brücken wurden auf Karlos Zeichen gelegt, und die Flüchtlinge schritten hinüber.

Wir sind am Ziel! sagte Karlo, und er führte den Vater hinab in das Thal.

Zeige mir die Wohnung Otto's. Der Vater seufzte bey dem Namen.

Der Hirt zeigte ihnen den Weg und von Weitem die Wohnung.

Vor dem Hause sahen sie auf dem Rasen Kinder spielen.

Vater Karlo! schrie ein Knabe laut, und hing sich schreyend an Karlo. Da warfen zwey

jun-

ge, schöne Weiber die Spindeln nieder, und stürzten auf Karlo mit Umarmungen ein.

Wie gehts in der Welt, Karlo? ist Friede? oder fließt noch immer das Blut der Unglücklichen? Da trat Otto hervor. Er erkannte Karlos Vater, und rief: Heiliger Gott! Ursini!

Otto Kolonna! heiliger Peter! wohin bringst du mich, Sohn? In die Hände meines erbittersten Feindes!

In die Arme der Freundschaft, Vater. Otto, hier bringe ich dir meinen alten Vater.

Er sey mir herzlich willkommen!

Er ist von dem heiligen römischen Reich geächtet.

Hierher dringt die Acht nicht.

Die Kirche hat ihn aus dem Schoße der Heiligen gestoßen, verflucht!

Hieher dringt nur Segen!

Auf seinen Kopf steht ein hoher Preis.

Den hier Niemand verdienen will, denn hier ist Jeder glücklich.

Wo bin ich denn? fragte Ursini erstaunt.

In einem Thale, das Menschen bewohnen. So wird nach Jahrtausenden die Erde seyn, wie dieses Thal! Was macht Klemens, Karlo.

Er

Er hofft von Rienzi das Glück Italiens.

Glaubt mir, Klemens wird bald hier seyn. Hier, hier, Karlo, ist mein Reich. Er umarmte Savella, dort meine Krone, die ich um die Säule meines Hauses flechten wollte; seine Kinder schlossen einen Kreis um ihn, und hier meine Stärke, der Freund. Er drückte Karlo an seine Brust. Ursini konnte sich in die Menschen nimmer finden. Klemens kam, von Hoffen ermüdet, in das glückliche Thal, und half die tausend Menschen mit beglücken. Aber wie lange wirds dauern? seufzte er.

Er seufzte mit Recht.

Der Name Kolonna ist vergangen, der Name Ursini auch. Das Glück, das Otto und Savella ein halbes Jahrhundert lang sich und dem Thale erhielten, ist nicht ganz vergangen. Sie hielten die Eingänge nicht verschlossen. Noch sind die Schlünde nicht bebrückt, nur schwankende Bäume, bey deren Anblick dem Fremden schwindelt, sind die Wege der Landleute. Noch immer leben sie abgesondert von Fremden und Reichen, und noch immer erhalten sich im Thal schöne Mährchen eines goldnen Zeitalters, wo ein reicher Graf mit seiner Geliebten in das Thal sich gerettet, und zwischen ihm und seinen Verfolgern sey der Felsen nieder-

dergestürzt, und seitdem sey kein Fremder in das Thal gekommen. Man sagt, in dem Thale sollen Menschen leben, in deren Familien die Namen Otto und Savella erblich sind; auch sollen mehrere Familien edle Gesichter mit römischer Stirn und Nase, und Mädchen mit römischen Schultern, Brust und Halse aufzeigen können, die man auf dem Kapitole für Landsleute erkennen würde. Ein kleiner Grabstein liegt auf dem Hügel, wo der Graf sein Haus gehabt haben soll. Was auf dem Grabsteine steht, sieht einer Säule nicht unähnlich. So prangt die Säule Kolonnas in vielen fürstlichen Wappen, und hier auf einem Grabsteine im glücklichen Thal; aber der Name Kolonna ist untergegangen; an den edlen Klemens denkt Niemand mehr, und wann, o wann werden seine heiligen Hoffnungen erfüllt werden, daß die Erde seyn wird wie sein Thal? O waltendes Schicksal, wann?

August Lafontaine.

Der Husarenoffizier

von

Caroline Pichler, geb. v. Greiner.

Herr von Z** pflegte jährlich, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubten, eine Fußreise zu machen. Gesundheit, Zerstreuung, Erholung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufs waren der nächste Zweck dieser Spaziergänge, aber die angenehmere Ausbeute für sein Herz waren die Bilder schöner oder gewaltiger Naturscenen und die Erinnernng an manches kleine Ereigniß, das seine Einbildungskraft beschäftigte oder sein Gemüth ansprach. Oft pflegte er noch lange, noch Jahre darnach mit Wohlgefallen an solche kleine Vorfälle zu denken und die angenehmen Bilder, die wohlthätigen Gefühle, die sein Gedächtniß gesammelt und sein Herz treu bewahrt hatte, wie aus einem geheimen Schatz hervorzulangen, um die kalte Alltagswelt seines Stadt- und Gesellschaftlebens damit zu verschönern.

Eine kleine Begebenheit war ihm vor Vielen werth und er kehrte oft und gern dahin zurück. Es war im Spätjahr 1808 gewesen, als er durch freundliche Bergpfade in das reizende,

ziemlich weite R***thal kam, in welchem Eisenminen, Hochöfen, Hammerwerke und Sägemühlen ein reges, aber mühevolles Leben verbreiten. Aus pyramidalischen Essen stieg hier der schwarze Rauch, Hämmer pochten, Wehren rauschten, Kohlstätten dampften, berußte Arbeiter giengen zwischen ihren zerstreuten Hütten umher. Alles verkündete Armuth bei strengem Fleiß und Genügsamkeit. Nur rechter Hand, wo über kleinere Waldberge der Riesenrücken eines kahlen Felsengebirges herüber schaute, stand ein größeres stattliches Haus, dessen alterthümliches Ansehen Festigkeit und Wohlstand verkündete, und seltsam mit einem ganz neuen Dache abstach, das den einen Flügel bedeckte. Es war das Wohnhaus des reichen Hammermeisters, und alle Arbeiter rings im Thal zollten ihm den Fleiß ihrer Hände .Er war es, der die ganze Gegend leben machte. Diese Erkundigung hatte Z** schon früher eingezogen, mit Vergnügen betrachtete er das betriebsame Thal und in seiner Seele erhob sich ein Gefühl von Achtung für den Mann, dessen Genie und Thätigkeit so vielen Menschen Unterhalt und Lebensgenuß verschafte; denn Herr von Z** war noch ganz voll von den Grundsätzen der Indüstrie und Oekonomie, die unser Zeitalter beleben und

jede Gelegenheit, wo er der regellos waltenden Natur ein Stückchen ihres Gebiets abgewonnen und durch menschliche Rastlosigkeit bewimmelt zur Vermehrung des Mein und Dein benützt sah, erfüllte ihn mit verständiger Freude.

So war es auch damals. Vergnügt und aufmerksam durchstreifte er die Gegend, unterhielt sich mit den Arbeitern, ließ sich ihre Produkte zeigen, machte seine Bemerkungen, erkundigte sich nach Materiale, Verbrauch, Verkehr, Absatz; kurz, er verfuhr ganz nach der Weise der Reisebeschreiber, deren Werke er häufig gelesen hatte, und ging nun, wie der Tag sich neigte, dem Wohnhause zu, um mit dem Besitzer desselben, den er im Voraus schätzte, bekannt zu werden.

Die Sonne war gegen die Berggipfel gesunken, ihr röthlicher Schein verklärte die Gegend und strahlte wunderschön aus den Fluthen des breiten, hier in der Ebene ruhig dahin gleitenden Bergstroms, auf dessen klarer Fläche der Wiederschein dunkler Tannen aus der rosenrothen Fluth heraufblickte. Still und stiller wurde es in der Gegend, die Abendglocke tönte, das Geräusch der Arbeiter schwieg, die dunkelnden Berge ruhten friedlich und schützend um das stille Thal, und grauenhaft schaute von oben der Riesenrü-

cken des Felsengebirges, wie der Herr und Fürst der Gegend, herein. Aus Z**s Herzen waren jetzt alle indüstriössen Gedanken verschwunden, kindlich gab er dem Zauber sich hin, womit die Natur ihn umfing, und nachdem er sich eine Weile am Anblick des abendlich stillen Thals gelabt hatte, näherte er sich, mehr mechanisch, als um seines ersten Vorsatzes wegen, dem Hause. Es war ein großes Gebäude, an drei Seiten von Nebengebäuden und einer Mauer umgeben, die einen geräumigen Hof um dasselbe bildeten. Ein Paar ehrwürdige Nußbäume beschatteten mitten im Hof einen Tisch mit Bänken, bei welchen er einige Männer erblickte. Vor dem Thore saß ein junges, bürgerlich gekleidetes Weib, auf dessen Schooß ein ganz kleines Kind spielte. Z** trat grüßend zu ihr, die junge Frau antwortete freundlich. Er erfuhr, daß sie die Gattin des Hammermeisters sey, und sie wies ihn an ihren Mann, der im Hofe mit einigen Arbeitern sprach. Z** betrachtete während des Gespräches die Frau und fand, was er beim ersten Anblicke nicht bemerkt hatte, daß ihre Bildung sehr zart ihre Züge wirklich edel waren, aber Krankheit oder Gram hatten die Blüthe dieser frischen Jugend — (sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre haben) — abgestreift, und

nun

nun war von einer einst vielleicht blendenden Schönheit nichts übrig geblieben, als die edlen Formen und eine rührende Blässe.

Das Gespräch der Männer im Hofe wurde laut, die Frau schrak zusammen; Z** gewahrte es, aber er schwieg. Er hörte den Hammermeister schelten, er hörte, wie er den Leuten von dem geforderten Arbeitslohn mit bestimmter Heftigkeit abdingte, und von keinen Bitten, ja selbst nicht von den Thränen zu bewegen war, mit welchen im Auge der ältere der beiden Männer, ein schwächlicher Greis, nun unter leisen Klagen aus dem Thore trat, während der jüngere, trotz der Gegenwart der Hammermeisterin, seinem Brotherrn einen derben Fluch nachschickte. Die Frau seufzte und schlug das große blaue Auge zum Himmel. Z** war nicht heimlich zu Muthe, er hatte beinahe Lust, unverrichteter Dinge umzukehren, als der Hausherr unter den Thorbogen trat, den Fremden mit halber Höflichkeit begrüßte und die Frau rauh anfuhr, daß sie noch in der Abendluft mit dem Kinde heraußen sitze. Sie stand auf und ging schweigend. Z** wollte sich nun in ein Gespräch mit dem Hammermeister einlassen, über sein Werk, über die Gegend u. s. w., aber der Meister sah den einfachen Ueberrock des Fremden mit gerümpfter

Nase,

Nase, blickte auf dessen bestaubte Stiefel, und antwortete kurz; Z** wurde ärgerlich und ging.

Bei den freundlichen Wirthsleuten, wo er die Nacht zubrachte, hörte er viel von des Hammermeisters Reichthum, seinen großen Verkehr bis Konstantinopel; wenig von seiner Güte oder Rechtlichkeit. Seine Frau wurde als eine Kreuzträgerin geschildert. Z** fand bestätigt, was ihm die erste Zusammenkunft mit diesen Menschen hatte vermuthen lassen. Zum Hammeister Herr Kluge, zu gehn, hatte er nun wenig Lust mehr; aber er wollte die Gegend sehen, und erkundigte sich nach einem Führer.

Die Wirthin sah ihren Mann an: da wäre ja Niemand besser, als der lahme Georg? sagte sie. Liebe Frau! fiel Z** lächelnd ein: Mit einem lahmen Führer wird mir nicht viel gedient seyn; ich denke brav auf den Bergen herumzuklettern. Thut nichts, erwiederte die Wirthin, Sie werden zufrieden seyn. Ach, Georg klettert ja beständig auf allen Felsen und in allen Schluchten herum. Z** wollte noch einige Bedenklichkeiten äußern, aber der Wirth, ein rechtlicher, verständiger Mann, versicherte ihm, daß er sich ganz auf den Menschen verlassen könne. „Er führt alle Reisenden, und alle sind mit ihm

zufrieden; es ist ein armer Holzknecht, aber ein treuer geschickter Bursche.“ Kühn, wie der Teufel, setzte die Wirthin hinzu, scheu wie eine Gemse, aber auch so geschickt, wie sie.

Z** war es endlich zufrieden. Er beurlaubte seine Wirthsleute, und dachte sich eben zu Bette zu begeben, als es leise an seiner Thüre pochte. Die Wirthin war es. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Eins muß ich noch sagen. Georg geht nicht aus dem Wald hervor in's Dorf; aber mein Mann hat ihm schon Post geschickt, er wartet Ihrer morgen beim Brunnen im S** Thal und mein Junge wird Sie hinführen.

Seltsam! erwiederte Z**. Der Mensch macht wunderliche Forderungen; indessen — es sey! Laßt mich morgen mit Sonnenaufgang wecken! Die Wirthin ging. Z** dachte der Sache nach. Ein lahmer Holzknecht, der ihn auf Felsen und Bergen herumführen sollte, und der nicht einmal aus seinem Wald hervorgehen wollte, um die Leute abzuholen, von denen er Geld zu verdienen hoffte? Das machte ihn neugierig, und er versprach sich viel Spaß von dem wunderlichen Menschen, den er sollte kennen lernen.

Der Morgen kam. Z** trat angekleidet aus seinem Zimmer auf die Hausflur. Guten

Mor-

Morgen, gnädiger Herr! sagte die Wirthin, die hier Gemüse putzte. Georg wartet schon am Brunnen. He! Fränzel! -- Ein freundlicher Junge von acht bis zehn Jahren kam gesprungen. -- „Da geh' mit dem gnädigen Herrn!"

Sie gingen. Die Gegend lag wunderschön im Morgenglanz vor Z**s Augen. Die Nebel schwangen sich aus den Thälern herauf, die Sonne stieg über die Bergrücken und trank die Thränen des Thaues von Gras und Blumen auf, die in der kühlen Morgenluft wie leichte Rauchwolken emporrollten. Z**s Herz öffnete sich weit und groß, und das Gefühl der Nähe des allgegenwärtigen Gottes drang durch alle Sinne in dasselbe. Er betete still und in sich gekehrt, es war ihm so wohl, so leicht, er hätte Alles mit Liebe umfassen und an sein Herz drücken mögen.

So ergötzte ihn auch die zutrauensvolle Kindlichkeit seines Begleiters, und, nachdem er seine Gedanken von dem Erhabenen wieder auf die ihn umgebende Erde gerichtet hatte, unterhielt er sich fröhlich mit dem fröhlichen Knaben. Sie hatten nun die freiere Gegend durchwandert und die Thalschlucht nahm sie auf, in welche heut' noch kein Sonnenstrahl gedrungen war, in der noch die Morgendämmerung mit dem vollen Tages-

geslichte zu kämpfen schien. Zu beiden Seiten stiegen steile, wenig begrünte Felsen gerade empor, aus denen nur hier und da sich einzelne Fichten emporwanden. Ein schmaler Pfad lief am Felsen hin; tief unten rauschte der tosende Waldbach. Das war die ganze Breite der Schlucht, und dazu sprang noch der Weg von einer Seite zur andern auf kühnen Stegen und Brücken, wenn der schroffe Fels auch für den winzigen Pfad nicht mehr Raum gab. — Jetzt öffnete sich die Schlucht zur Rechten, da lag der Brunnen, überbaut mit einer hölzernen Hütte, die ihn vor Ungemach und Verunreinigung schützen sollte, und am Geländer des Steges, der hinüber führte, lehnte, vorwärts über den Strom gebeugt, ein hochgewachsener, starker Mann. Georg! rief der kleine Fränzel: Da ist der Herr, den du führen sollst. Der Mann drehte sich um und begrüßte Z**, und dieser stand ein wenig überrascht; denn es war in der Gestalt und der Bewegung des jungen Menschen gar nichts Bäurisches, vielmehr sprach aus den edlen Zügen des bleichen Gesichts und den tiefen dunklen Augen ein nicht gemeiner Ausdruck; seine Haltung war gewandt, und ein paar Worte, die er sprach, klangen feiner, als die gewöhnliche Mundart der Bewohner dieses Thals. Er

stand auf seine Axt gestützt und fragte mit höflichem, aber bestimmten Ton, wohin es dem gnädigen Herrn gefallen würde, zu gehen?

Das will ich Euch überlassen, sagte Z**. Ich bin ganz fremd, und habe keinen andern Zweck, als die Gegend kennen zu lernen.

Wenn es nur darum zu thun ist, antwortete Georg, so will ich Sie führen, so gut ich kann. Ich kenne manchen schönen Punkt; aber es ist eine Frage, ob auch Jedem gefällt, was mir. Immerhin, erwiederte Z**, laßt uns gehn, ich folge Euch.

Z** wollte einige Mal ein Gespräch anknüpfen; aber Georg schien wortarm, ob er gleich jede Frage sehr höflich beantwortete. Nachdem sie schon eine Stunde gegangen waren, bemerkte Z** mit Bedauern, daß das lange Gehen und Steigen seinem Begleiter schwer ward. Er überlegte bei sich, wie traurig das Schicksal des jungen Menschen sey, dem sein Zustand den ohnedieß mühsamen Broderwerb noch mehr erschwerte, und vielleicht in spätern Jahren ganz unmöglich machen würde. Er konnte seinem Mitleid endlich nicht mehr gebieten, und so wandte er sich auf einer Anhöhe, wo Georg still stand, und sich auf seine Axt stützte, mit der

Frage

Frage an ihn: wo er denn das Unglück gehabt habe, sich den Fuß zu beschädigen?

Ein brennender Balken ist mir auf die Hüfte gefallen, die Schwere des Holzes und das Feuer haben mir eine tiefe Wunde gemacht, antwortete Georg trocken und finster.

„Armer Mensch! aber wie ging das zu? Habt Ihr eine Feuersbrunst gehabt?“

Vergangenen Mai wäre die Hammerschmiede beinahe ganz abgebrannt.

„Und da habt Ihr löschen helfen? Das ist brav von Euch!“

Georg schwieg. Ein düsterer, beinahe feindseliger Ausdruck, zog sich über sein Gesicht.

„Eure Verletzung muß Euch sehr beschwerlich fallen. Habt Ihr geholfen, des Hammermeisters Haus zu löschen: so wär es seine Schuldigkeit —“

Wäre es Ihnen nicht gefällig, weiter zu gehn, gnädiger Herr? Es ist noch ein großer Weg bis zum Gipfel des Berges, von wo ich Ihnen die schöne Aussicht zeigen kann.

Z** sah seinen Führer befremdet an, in seinen Zügen lag ein finsterer Gram. Ein leises Gefühl hieß Z** das Gespräch abbrechen, das den armen Burschen widrig zu berühren schien.

Ohne mehr eine Sylbe zu wechseln, gelangten sie auf die Höhe. Hier zeigte sich Georgs besseres Gefühl und eine viel mehr als bäurische Bildung im vortheilhaftesten Lichte. Mit einem feinen Sinn für Naturschönheit wuße er Z** auf die geschicktesten Standpunkte zu führen, wo plötzliches Erblicken eines sehenswürdigen Gegenstandes das Vergnügen der Ueberraschung gewährte, oder der besondere Charakter irgend einer Parthie auch eine besondere Stimmung hervorbrachte. So hatte er ihn nun rings auf der Bergkuppe herumgeführt, wo der Blick des Reisenden bald in schön begrünte friedliche Thäler, bald auf die wogige Welt niedriger Berge fiel, die wie Wolken eines im Sturm bewegten und plötzlich erstarrten Meers seltsam und abwechselnd gestaltet umher lagen. Endlich wies Georg mit der Hand links hinab. Hier ist das R**thal, sagte er finster, wandte sich um, setzte sich auf einen Stein und senkte den düstern Blick in die Bergwelt vor sich hinab.

Z** blickte hinunter, wo sein Begleiter hingewiesen hatte, und stand überrascht von dem malerisch schönen Anblick des ganzen weiten Thals mit seinen Hütten, Feueressen, kleinen Gärtchen, Wiesen und Feldern, die der helle Bach durchfloß, und über Wehre und Räder rauschend

dumpf

dumpf aus der Tiefe heraufttönte. Gerade zu seinen Füßen lag das Wohnhaus des Hammerherrn. Er sah deutlich Menschen in dem Hofraum hin und her gehn, ja es däuchte ihm sogar, die Frau mit dem Kinde im Garten hinter dem Hause, den er gestern nicht wahrgenommen, zu bemerken. Er brach in fröhliche Ausrufungen aus, die von dem schweigsamen Begleiter unbeantwortet blieben. Endlich hatte er sich satt gesehn; er rief seinem Führer, und dieser brachte ihn auf einem kürzern, aber nicht minder angenehmen Weg wieder herab gegen den Brunnen zu. Wo der Wald sich öffnete, blieb er stehn und nahm Abschied. Z**, der mit seiner Begleitung wohl zufrieden gewesen war, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Georg, ohne es zu besehen, nahm es höflich dankend. Z** ging vorwärts. Plötzlich hörte er sich rufen; Georg kam ihm nach — „Sie haben mir zu viel gegeben, gnädiger Herr!"

Mit nichten, guter Mensch! Ihr verdient Euer Geld mühsam. Ich bin Euch Dank schuldig.

„Den nehm' ich gern; aber dies?" — er wies auf das Geld, und um seinen Mund zeigte sich ein bitterer Zug. — „Ich verdiene mir einen Gulden des Tages, einen halben habe ich mit Ihnen versäumt. Wollen Sie mir etwas mehr

geben,

geben, als mein tägliches Brod mir einträgt, so werde ich es mit Dank erkennen; aber Almosen, gnädiger Herr — Almosen kann und werde ich nicht nehmen, so lange ich diese Arme noch rühren kann." Er legte den Rest auf einen Stein und ging rasch zurück. Z** sah ihm überrascht nach, und versäumte darüber, was er gewollt hatte, ihm das Geld aufzudringen. Als er sich besann, war Georg verschwunden, und Z** wanderte in allerlei Gedanken seinem Wirthshause zu.

Hier trat ihm der Wirth entgegen, und meldete ihm, daß der Hammermeister mit vielen Entschuldigungen, daß er gestern nicht die Ehre gehabt hätte, den gnädigen Herrn zu kennen, ihn auf heute zu Tische habe bitten lassen. Er soll mit Niemanden grob seyn, er mag ihn kennen oder nicht, sagte Z** ärgerlich, und sandte den Bedienten hin, um abzusagen; denn er hatte die gestrige Unart nicht vergessen. Dann befahl er, sein kleines Mahl im Garten des Wirthes aufzutragen; speisete hier recht wohlgemuth unter den hohen schattenden Kastanien, und die freundliche Wirthin ging ab und zu, und unterhielt ihn mit manchem Gespräch über die Gegend und die Nachbarn.

Z**s Gedanken waren mit seinem seltsamen Führer beschäftigt. Er erzählte der Wirthin, was ihm mit ihm begegnet war.

„Ja, ja! so ist er,“ sagte sie lächelnd. „Ein wunderlicher, aber ein guter Mensch, und sehr unglücklich!“

Das ist wahr, ihm muß es sehr sauer werden, sein Brod zu verdienen. Hindert ihn denn sein Zustand nicht oft an seiner beschwerlichen Arbeit, und leidet er dann nicht vielleicht Noth?

Die Wirthin zuckte die Achseln. „Wir wissen nicht viel, was er macht. Er hat sich hinten mitten im Wald, wo es am schauerlichsten ist, eine kleine Hütte aus Holz erbaut; dort lebt er wie ein Einsiedler, geht früh mit dem Tage an seine Arbeit, und kehrt in der Nacht — wohl nicht allemal zurück; denn er schläft, wo ihn die Finsterniß überfällt, im Wald, auf dem Berge, wie es kommt.“

Seltsam! Und kann er denn arbeiten wie ein Anderer?

„Es ist zum Erstaunen, wie viel er vermag. Wo es am meisten Kraft und Entschlossenheit gilt, bei den gefährlichsten Arbeiten, bei Schlägen auf den steilsten Leithen, oder wenn die Stämme von den höchsten Bergen herabzubringen sind, überall ist Georg dabei und weiß Rath

 mit

mit seinem Kopfe, oder Hülfe mit seiner Hand. Aber er verwildert auch ganz bei dieser Lebensart, er kommt nie mehr in das Dorf und ist ein völliger Menschenfeind geworden."

Und warum thut er das? Er ist ein hübscher wohlgewachsener Bursche, geschickt und verständig, wie ich noch keinen seines Gleichen gesehen habe. Er könnte —

„Ach, gnädiger Herr! da wäre viel davon zu reden," sagte die Wirthin, und spielte mit dem Band an ihrer Schürze.

Darf man seine Geschichte wissen? fragte Z**, sehr neugierig gemacht durch Alles, was er bisher vernommen hatte.

„Sehn Sie, gnädiger Herr!" begann die Wirthin nach einer kleinen Besinnung: „Ihnen darf ich es sagen, Sie sind ein guter, freundlicher Mann, und der arme Georg hat Ihnen Mitleid eingeflößt. Andre Leute haben wohl auch von seinen Umständen gehört, aber sie lachen ihn aus, schelten ihn einen Narren, und das thut mir weh; denn er dauert mich sehr. Ach, ich weiß seine Geschichte nur zu gut!"

Z** schob die halbgeleerten Schüsseln zurück, zog einen Stuhl neben sich, und wies der Wirthin, sich darauf zu setzen. — Sie that es und begann also:

„Georg

„Georg ist kein Bauerssohn, oder eigentlicher Holzknecht. Sein Vater war Schullehrer hier, ein geschickter ordentlicher Mann, und die Mutter eine kreuzbrave Frau. Georg lernte rechnen, schreiben und lesen. Ach, Sie sollten ihn einmal lesen hören! Das geht prächtig, mit so viel Nachdruck und so deutlich, und manchmal so beweglich, daß Einem die Augen übergehn! Ja — und was ich sagen wollte — schreiben kann er, schreiben — wie gestochen. — Warten Sie, gnädiger Herr!“ Sie lief ins Haus und kam sogleich wieder mit einem saubern Blatt Papier heraus, auf welchem der Anfang von Gellert's Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Stands, worin du dürftig lebst, — mit fester, zierlicher Hand geschrieben war. „Sehen Sie, die Vorschrift hat Georg meinem Fränzel gemacht; denn, wie er noch unter uns lebte, hat er mir ihn aus Gefälligkeit im Schreiben unterrichtet.“

Aber wie kommt denn der Mensch unter die Holzknechte? fragte Z**.

„Hören Sie nur weiter! So ward denn Georg von seinen braven Aeltern erzogen, die ihm aber sonst nichts geben, und ihn nicht hätten unterstützen können, wenn er hätte studiren

wollen. Da war nun der vorige Hammermeister, Gott hab' ihn selig, ein gar christlicher, guter Mann, der trug ihnen an, den Sohn zu sich zu nehmen, und ihm lernen zu lassen, was er brauchen würde, um sich sein Brod zu verdienen. Dem Hammermeister hatte des Knaben rüstiger Wuchs, seine Geschicklichkeit, sein anstelliges Wesen gefallen; er gab ihn zu einem alten braven Holzknecht in die Lehre, damit er von unten auf Alles angreifen und kennen lerne, was zum Schlagen, Schwemmen und Herbeischaffen des Holzes gehört, das der alte Herr aus seinen eigenen Waldungen zog, und womit er nicht nur seine Eisenwerke versah, sondern auch sonst noch einen sehr großen Handel trieb. Dann wollte er ihn, weil er fertig rechnen und schreiben konnte, zum Aufseher über das Geschäft setzen. Georg begriff Alles leicht, er war in kurzem der Geschickteste, wie der Rüstigste, von allen Arbeitern. Keine Schlucht in den Bergen, kein einsames Thal blieb ihm unbekannt, überall war er der Erste bei jeder beschwerlichen Arbeit oder Gefahr. Der alte Hammermeister gewann ihn immer lieber, und Georgs Aeltern, ja die ganze Gegend glaubte nichts Anderes, als daß ihn der kinderlose, reiche Mann, der weit und breit keinen Verwandten hatte, wohl

einst

einst zum Erben seines ganzen Vermögens machen, oder doch gewiß gut bedenken würde.

So verging die liebe Zeit. Georg war ein schöner, hochgewachsener Bursche von neunzehn bis zwanzig Jahren geworden. Nun, Sie kennen ihn ja. Er sieht sich freilich nicht mehr ähnlich, aber man kann doch urtheilen, was er vor vier bis fünf Jahren gewesen seyn mußte, groß, schlank gewachsen, gewandt in jeder Bewegung, und hübsch von Gesicht, ach, so hübsch!" — Die Wirthin sah wehmüthig lächelnd vor sich hin und schwieg einen Augenblick. Das Bild des einst so hübschen Georg schien vor ihrer Seele zu schweben.

„Da war nun meiner Mutter Bruder," hob sie wieder an, „der hatte dasselbe Wirthshaus in Bestand, auf dem wir jetzt sind, ein Ehrenmann, aber mit einer ganzen Schaar Kinder geplagt. Die älteste darunter, Rosine, gar ein hübsches, frommes Mädchen, war eben recht blühend herangewachsen, da trafen sie und Georg sich auf einem Kirchtag bei uns. Sie hatten sich wohl sonst hundert Mal gesehn, aber wie das nun mit der Liebe ist, man geht oft Jahre lang an einander vorüber, und sieht nichts und merkt nichts, und auf einmal ist es, als ob der Blitz darein schlüge, und man diese

Per-

Person nun zum ersten Mal sähe, und eine Menge Sachen an ihr fände, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Genug, Rosine und Georg verliebten sich sterblich in einander. Sie hatten ihrer Liebe kein Hehl; es wäre auch nicht wohl möglich gewesen, denn man sah es den Leutchen auf den ersten Blick an, wenn sie beisammen waren. Georgs Aeltern, der alte Hammermeister und mein Vetter wußten darum, Jedermann hielt sie in Ehren; denn sie waren beide hübsch und brav, und Georg bei seiner Geschicklichkeit und bei der Liebe seines Brodherrn für ihn lebte in fröhlichen Hoffnungen. — Aber, lieber Gott, was sind die Hoffnungen und die Zuversicht des Menschen auf dieser Welt! Eines Tages brachten die Arbeiter den alten Herrn, ohne Bewußtseyn, sterbend in das Haus getragen. Der Schlag hatte ihn im Walde gerührt. Georg that ihm alle Liebe und Treue, aber er starb am achten Tage. Reden hatte er nicht mehr können, auch wenig mehr von sich gewußt, und als er todt war und die Gerichte geholt wurden, fand sich kein Testament. Man versiegelte Alles, nahm Alles in Verwahrung, die Erbschaft wurde in die Zeitungen gesetzt, und nach vier bis fünf Monaten meldete sich tief in Siebenbürgen ein weitläufiger

Ver-

Verwandter, schickte Briefschaften und Documente ein, und kam endlich selbst. Das ist Herr Kluge, der jetzige Hammermeister."

Der ist's? sagte Z** verdrüßlich und zog die Stirne kraus. — Nun — und weiter —?

„Georgs Hoffnungen waren nun freilich zu Wasser geworden. Es that ihm leid, aber mehr um Rosinens willen, der er gern das Leben so süß als möglich gemacht hätte. Er für seine Person hoffte, sich überall durchzubringen, und wohl auch eine Frau und Kinder schlecht und recht zu erhalten; denn der neue Hammermeister that ihm im Anfange recht schön, weil er nichts verstand, und Georg das ganze Werk kannte. So ging Alles eine Weile noch gut; aber unglücklicher Weise warf Herr Kluge seine Augen auf Rosinen. Abgelernt hatte er Georgen auch Manches, dieser ward ihm nach und nach entbehrlicher, und endlich um Rosinens willen verhaßt; doch wagte er sich nie gerade an ihn, denn er scheute ihn, wie denn der Bursche überhaupt, ich weiß nicht wie, sich bei Jedermann in Respekt zu setzen versteht. Dafür neckte er ihn im Stillen, und so unbemerkt, daß Georg es anfänglich gar nicht ahndete, woher ihm bald hier, bald dort Hinderniß oder Verdruß entstand. Während der Zeit be-

trieb

trieb Herr Kluge seine Liebesangelegenheit mit Eifer. Rosine wies ihn ab, wie Euer Gnaden denken können; aber Georg erschrack tödtlich, als sie es ihm sagte. Es war, als gingen ihm mit einem Mal die Augen auf. Nun begriff er, woher ihm seit langer Zeit der Verdruß gekommen war, er sah das Ende deutlich voraus, und verbarg es Rosinen nicht. Sie wollte nichts davon glauben, sie betheuerte ihm ihre Treue, und daß nichts auf der Welt sie von ihm abwendig machen könne. Ach, Rosine! antwortete Georg seufzend: Ich glaube Dir wohl und baue fest auf Deine Treue; aber ich sehe schon, wie Alles kommen wird. Du bist arm und ich habe nichts als meinen Dienst. Der Hammermeister wird mich entlassen, ich werde kein Brot für Dich haben, er wird Deinen Aeltern goldene Berge versprechen, diese werden in Dich dringen, Du wirst ihnen nichts entgegen zu setzen haben, als Deine Liebe für mich, und wirst endlich nachgeben müssen. Solche Gespräche, die hundert Mal vorfielen, endigten dann immer unter Thränen und neuen heißen Versicherungen gegenseitiger Liebe und ewiger Treue; aber gebessert wurde an der Sache nichts. Was Georg vorhergesehen hatte, geschah. Der Hammermeister warb förmlich

um

um Rosinen. Die Aeltern erschraken vor Freude. Ein solches Glück hatte ihnen nicht geträumt, seitdem durch des alten Herrn Tod Georgs Aussichten zu Nichts geworden waren. Sie drangen nun in die Tochter, sie baten, die Mutter führte ihr ihre sieben unversorgten Geschwister vor, der Vater schalt, drohte, Rosine blieb standhaft. Herr Kluge ahndete, was ihm im Wege stand. Knall und Fall hatte Georg seinen Abschied, und der Meister hatte dafür gesorgt, daß er so bald keinen guten Dienst rings umher bekommen sollte; denn er hatte ihn überall als einen unruhigen, gefährlichen Menschen verschrien."

„Das kränkte den armen Georg am meisten, als er es erfuhr, weil es ihm auch die letzte Hoffnung auf eine andere Versorgung wenigstens für lange Zeit raubte. Zwei Tage war er nirgends zu finden; ob er im Wald herumgelaufen, oder sich irgendwo verborgen hatte, wußte Niemand. Am dritten Tage kam er zu mir. Mein Gott, wie sah der Mensch aus! Bleich, verwirrt, beinahe nicht zu kennen. Er bat mich inständig, ihm Rosinen herüber zu holen; denn in ihrer Aeltern Haus möge er nicht gehen, und er habe nothwendig mit ihr zu sprechen. Sie kam sogleich, und fuhr er-

schro-

schrocken zurück, als sie ihn sah. Ich wollte gehn, er bat mich, zu bleiben, er wollte nicht allein mit Rosinen reden. Da drang er nun in sie, sich dem Willen ihrer Aeltern zu ergeben und ihm zu entsagen. „Aber nicht vergessen!“ rief er, indem seine Thränen heftig hervorbrachen: „ach, nicht vergessen, Rosine! denn das würde ich nicht ertragen, nicht hier, nicht in einer andern Welt! Aber ich kann Dich nicht versorgen, ich bin ein unglücklicher, verfolgter Mensch, ich ziehe Dich mit in mein Elend, und das darf nicht seyn. Deine Aeltern sind arm, Du sollst die Stütze, der Trost Deines Hauses werden.“ Rosine wollte von Allem dem nichts wissen, sie betheuerte ihm ihre Liebe unter heißen Thränen, sie wollte schwören; er litt es nicht. Ach, Sie hätten hören sollen, wie herzbrechend er ihr zuredete, wie er sie auf das vierte Gebot und seine Verheißung wies, auf den Lohn ihres Gehorsams, der gewiß nicht ausbleiben würde, früh oder spät, wie christlich und fromm er sprach, der arme, gute Georg! Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Weinen und Trösten, setzte Georg seinen Willen durch. Rosine mußte ihm in meiner Gegenwart feierlich entsagen; er riß sich laut schluchzend aus ihren Armen und war fort.“

„Die-

„Dieser Auftritt kostete der armen Rosine eine Todeskrankheit. Sie legte sich noch denselben Abend. Nun bewies sich Herr Kluge erst recht geschäftig. Alle zwei Tage schickte er seine eigene Equipage nach *stadt, um den Arzt holen zu lassen; beständig waren mehrere von seinen Leuten auf der Straße, um Arzeneien, zarte Speisen, kurz, Alles, was der Kranken dienen konnte, herbeizuschaffen, und keine Prinzessin kann eine bessere Wartung haben, als das Mädchen erhielt. Sie genas auch zuletzt, aber mit ihrer blühenden Schönheit und ihrem Frohsinn war es aus. Die erste Frage, als sie nach wochenlanger Geistesabwesenheit zu sich kam, und ich sie besuchte, war nach Georg. Ich konnte ihr nichts sagen, er war und blieb verschwunden, und Herr Kluge breitete aus, was auch die Meisten glaubten, er sey unter die Soldaten gegangen. Rosine erholte sich sehr langsam, sie wankte herum wie ein Schatten, und gab endlich auf das unablässige Bitten ihrer Mutter und aus Gehorsam gegen den unglücklichen Freund, dem sie es gelobt hatte, ihre Hand dem Herrn Kluge. Das war eine Herrlichkeit in den ersten Monaten! Der eingebildete Mensch stolzirte überall mit seiner schönen Frau herum, und behängte die

ar-

arme Rosine mit einer ganzen Menge Schmuck und Putz, unter dem sie mir vorkam, wie ein Opferthier, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber es dauerte nicht lange. Mit dem sichern Besitz verschwand nach und nach die Liebe, er fing an, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und die arme Rosine, so sanft und geduldig sie Alles in ihrem freudenlosen Herzen ertrug, hatte die Hölle auf Erden neben diesem Menschen."

Verdammter Kerl! rief Z** aus.

„Ja, ja," fuhr die Wirthin fort, „es ist ein böser Mensch! Die ganze Gegend fühlt es auch, und besonders die armen Leute, die er unchristlich drückt. Aber es ist ihm doch schon Manches heimgekommen, und Gott läßt solche Uebelthaten nicht ganz unbestraft. So hat er auch den Holzhandel, der dem alten Herrn sehr viel Geld eintrug, aufgeben müssen; er bekam keine Arbeiter mehr, die Meisten waren nur um Georgs willen geblieben, und verliefen sich, als der fort war. Nun hat der Graf*, dem die benachbarte Herrschaft gehört, die meisten Waldungen gekauft, und betreibt die Schwemmen und en ganzen Holzvertrieb mit großem Vortheil."

Aber wie ward es denn mit Georg?

„Von

„Von dem wußte man fast ein Jahr lang nichts. Endlich kam hier und dort Jemand, der ihn hinten im Wald bei des Grafen Holzknechten, oder Nachts hier im Thale zwischen den Obstgärten wandelnd gesehen hatte. Nach und nach wagte er sich mehr hervor, und ich selbst begegnete ihm einmal. Mit Mühe erkannte ich ihn in der verfallenen Gestalt, in den armseligen Anzug. Er hatte sich eine Weile wie ein Verzweifelnder in der Welt herumgetrieben, hatte allerlei versucht, und zuletzt auch unter die Soldaten gehn wollen; aber er konnte sich nicht entschließen, sich auf ewig aus Rosinens Nähe zu verbannen. Es zog ihn gewaltsam hieher zurück, wo sie lebte, wo sie unglücklich war, — das wußte er, — wo er sie doch vielleicht zuweilen sehen konnte. So hatte er bei dem neuen Schwemmmeister des Grafen Dienste gesucht und gefunden, und arbeitete weit hinten in den Holzschlägen. — Aber was wird denn nun endlich daraus werden? fragte ich ihn zuletzt: Wirst du mit Allem, was Du weißt und kannst, immer und ewig ein Holzknecht bleiben? — Er sah mich finster an. „Wenn mich aber die Arbeit freut? Das ist eben das Rechte! So im tiefen Wald und Gebirg, fern von Menschen leben, die mächtigen

gen Bäume fällen, die seit Jahrhunderten stolz da gestanden sind, und wenn einer stürzt, ein ganzes Heer von Gesträuchen unter ihm zerschlagen sehn — an den Waldströmen weilen, und zuschauen, wie sie Felsen wegreißen, Wehre zertrümmern und Felder überschwemmen! Geht's denn nicht überall so? Lebt denn nicht überall der Mächtige, Reiche vom Unglück oder der Noth der Armen?" — Kurz, Georg blieb auf seinem Sinn; aber, da ihm Manche, wie ich, zuredeten, und ihn tadelten, oder auslachten, vermied er endlich, sich vor Jemand sehen zu lassen."

Hat ihn aber wohl Rosine gesehen oder gesprochen?

„Das weiß ich nicht, denn ich selbst sah ihn nur ein Paar Mal von ferne, und sie hatte sich von dem Tag ihrer Verheirathung an bei mir und allen ihren Freundinnen ausgebeten, daß ihr Niemand von Georg und der vergangenen Zeit spreche. Doch glaube ich wohl, daß sie sich manchmal gesehn, auch wohl vielleicht ein Paar Worte gesprochen haben mögen."

„Kurz vorher, eh' Georg sich wieder hier sehen ließ, war Rosine von einem bildschönen Knaben Mutter geworden, der ihre einzige Freude ausmachte. Da brach auf einmal in

einer Nacht — ach, ich werde den unglückseligen Johannistag nicht vergessen! — Feuer in einem von den Nebengebäuden des Eisenhammers aus, und griff so seltsam und so wüthend um sich, daß noch bis jetzt die meisten Menschen glauben, es sey angelegt worden, und zwar von einem aus Herrn Kluge's eignen Leuten, den er kurz vorher durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hatte. Der Meister war sogleich herbeigeeilt; auch Rosine folgte ihm, um durch ihr Bitten und ihre Versprechungen die Leute zu willigerer Hülfe zu bewegen; denn sie kannte ihren Mann, und wußte, wie wenig sich von dem guten Willen der Menschen für ihn zu versprechen war. Als sie nun da stand, und den Leuten zusprach, war es ihr, als sähe sie Georg unter denen, die am thätigsten beim Löschen waren. Es fuhr ihr wie ein Messer durch's Herz, und sie blickte nun unverwand hin und dankte ihm mit stillen Thränen in ihrem Herzen. Da hört sie auf einmal hinter sich ein entsetzliches Geschrei. Sie sieht sich um — das Feuer ging im Hauptgebäude auf, und zwar gerade, wo ihr Schlafzimmer war und ihr Kind lag. Die Mägde riefen zum Fenster hinaus um Hülfe, man sah das Feuer zugleich an der Treppe und auf dem

Dach.

Dach. Rosine stieß einen Schrei des Entsetzens aus, wollte hinzueilen und fiel ohnmächtig nieder. Wir waren indeß Alle herbeigekommen; denn die Nachricht von dem Feuer, und der Schein und das Getöse hatte die ganze Gegend aufgeweckt. Als ich in den Hof trat, trugen eben zwei Arbeiter Rosinen wie eine Todte heraus und legten sie in's Gras. Es war eine Verwirrung, ein Lärmen, ein Entsetzen unter den Leuten, daß es nicht zu beschreiben ist; Eines schrie hier, das andre dort um Hülfe, um Wasser, um Eimer. Ich blieb bei der unglücklichen Frau, als ein neues Getöse und ein schwerer Fall mich aufschauen machte. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, springt aus dem niedrigen Fenster des Hauses und ein brennender Balken vom Dach stürzt ihm nach. Jesus! Maria! schrie ich, der ist hin! Aber in zwei Minuten darauf kam das Kindsmädchen mit dem Buben auf dem Arme, und rief schon von weitem: Gestrenge Frau! Gestrenge Frau! Der Pepi lebt, es ist ihm gar nichts geschehen!"

„Das Kind fing in dem Augenblicke an zu schreien. Bei diesem Tone schlug die Mutter die Augen auf, und war wie halb wahnsinnig vor Schrecken, Angst und Freude. Wir fragten

ten nun, was geschehen war, und die Magd erzählte, daß sie noch geschlafen hätten, als sie plötzlich durch den Feuerlärmen aufgeweckt worden wären, und das Feuer ganz in ihrer Nähe erblickt hätten. Sie hätte sich mit dem Kinde retten wollen, aber die Treppe habe bereits gebrannt, und so hätte sie zum Fenster hinaus um Hülfe gerufen. Da sey plötzlich ein Mann durch Rauch und Flammen über die Treppe hinan zu ihnen in's Zimmer gedrungen, habe das Kind ergriffen und sey mit ihm bei dem Fenster hinausgesprungen; ihnen habe man nachher eine Leiter angelegt. Als sie unten gewesen, habe sie gleich nach dem Knaben gefragt; der Mensch, der ihn gerettet, sey schwer verwundet auf der Erde gelegen, weil ihm ein brennender Baum nachgefallen war, das Kind habe er aber im Fallen unbeschädigt einem Arbeiter hingereicht."

„Rosine hörte diese Erzählung mit einer unbeschreiblichen Bewegung an; es ging ihr in der Seele vor, was geschehen war. Sie drückte das Kind laut weinend an ihr Herz, und stand dann auf, um in den Hof zu eilen; aber sie zitterte so, daß ich sie führen mußte. Ich ermahnte sie, langsam zu gehn. O, laß mich! laß mich! rief sie: Ich muß zu ihm! — Als wir in den

Hof kamen, standen eine Menge Leute um den Verwundeten herum. Rosine, bleich wie der Tod, mit zerstreuten Haaren, und mit dem Rufen: Wo ist er? Wo ist er? Ich muß ihn sehen! drängte sich durch den Schwarm, Alles machte ihr Platz, sie stand vor Georg, der halb ohnmächtig in den Armen einiger Arbeiter lag. Er blickte auf sie hin — nein, gnädiger Herr, — so einen Blick habe ich mein Lebtag nicht gesehn! — und sie stürzte, Alles vergessend, mit dem Ausruf: „O mein Georg!" über ihn hin. Ich drängte mich ihr nach, ich redete ihr zu, sie hörte und sah nichts, als den verwundeten Geliebten, den sie in ihren Armen hielt und mit ihren Thränen benezte. Reden konnte Keines von ihnen, bei Georg aber schien die Besinnung nur so lange geblieben zu seyn, bis er seine Rosine wieder gesehen und umfangen hatte; dann sank er völlig bewußtlos zurück und die Arbeiter trugen ihn wie sterbend vom Hofe weg."

„Als Rosine ihn so todtenbleich sah, wollte sie nicht von ihm lassen, und ich hatte Mühe, sie zu halten. Ich rief meinem Mann, ich winkte ihm auf den Unglücklichen. Mein guter Mann verstand mich, er trat zu den Leuten, und befahl ihnen, den Verwundeten in unser

Haus

Haus zu bringen. So konnte ich doch Rosinen den Trost geben, daß ihr armer Freund so gut als möglich verpflegt und alles Nöthige für ihn gethan werden würde. Sie fiel mir schluchzend um den Hals, und beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß Georg bei uns seyn, daß sie immer Nachricht von ihm haben, und für ihn würde thun können, was die Umstände erlauben würden."

Indeß war das Feuer gelöscht, und Jeder kehrte nach Hause zurück. Ich fand meinen Kranken unter den Händen des Wundarztes, den mein Mann sogleich geholt hatte, schwer, aber nicht gefährlich verwundet; doch lag er beinahe sechs Wochen bei uns, stand unsägliche Schmerzen aus, und blieb am Ende doch lahm, wie Sie wissen. Was Rosine während dieser Zeit zu leiden gehabt, weiß ich am besten, und ich möchte fast behaupten, sie habe noch mehr ausgestanden, als der Kranke. Der Hammermeister nämlich, der längst auf Georg eifersüchtig gewesen, und seine Frau, wohl nicht aus Liebe, aber aus Hochmuth, wegen ihrer alten Neigung, gequält hatte, ward dann auch von dem Vorfall bei der Feuersbrunst unterrichtet — und — nun, man muß Eines wie das Andere sagen, — es war nicht darnach,

daß ein Ehemann sich darüber freuen konnte. Aber doch machte er es zu arg; denn die beiden Leute hatten in aller Unschuld ihres Herzens und ohne böse Absicht so gehandelt, und endlich hatte ihm Georgs Heldenmuth doch sein Kind erhalten. Was er nur zur Kränkung seiner Frau und zur Schmach des unglücklichen Jünglings ersinnen konnte, das erfand er und erzählte er Rosinen alle Tage. Bald mußte sie hören, was der Wundarzt für Noth und Elend für Georg vorhergesagt hatte, und wie er ihn bei dem Behandeln der Wunden marterte, bald, wie die Leute in der Gegend über die Buhlschaft der Frau Hammermeisterin mit einem Holzknecht spöttelten, und über dessen Liebe zu ihr, die durch Feuer und Flammen gegangen wäre, und doch wohl also nicht so ganz ohne Hoffnung und Belohnung gewesen seyn müsse, und was der kränkenden und ehrenrührigen Dinge mehr waren. Dabei bewachte er sie wie ein Drache, sie durfte keinen Fuß in unser Haus setzen, sie mußte ihm das sogar schwören, und als er endlich auf den Gedanken kam, sie könnte den Unglücklichen wohl etwa heimlich mit Geld unterstützen, nahm er ihr die Hauskasse ab und erniedrigte sie vor allen Dienstboten."

Das ist ja ein wahrer Höllenbrand, dieser

Herr

Herr Kluge! sagte Z**, und die arme Rosine ist eine so geduldige Kreuzträgerin? —

„Das ist sie, gnädiger Herr, geduldig und fromm, und in Gottes Willen ergeben! Das ist aber auch ihr einziger Trost, der einzige Stab, an dem sie sich aufrecht erhält. — Das Christenthum und die Liebe für ihr Kind, das ihr nun seit jenem Unglück doppelt theuer geworden ist. Sie dankt es Georgen, sagt sie, und betrachtet es als sein Geschenk, das er ihr mit Gefahr seines Lebens erkauft hat. Er hat aber auch viel und standhaft gelitten. Still und finster hat er durch dreißig Tage, und wohl eben so viel schlaflose Nächte, auf einer Stelle gelegen, und nie ist eine Klage, oder ein Laut des Schmerzens seinen Lippen entflohen. Von Rosinen hat er nie gesprochen; als wir ihm aber erzählten, daß das Kind lebe und seine Heldenthat nicht vergeblich gewesen sey, da blickte er dankbar gen Himmel, und es war das erste und letzte Mal, daß ich einen Ausdruck von Freude in seinen Augen sah. Was wir für ihn thaten, erkannte er mit freundlicher, kindlicher Liebe, verließ aber doch, sobald er gehen konnte, mit Segenswünschen unser Haus. Seitdem hat er den Umkreis des Thales nicht wieder betreten; er lebt von seiner

Hände Arbeit, die ihm sauer genug werden mag, und vom Führen der Reisenden. Wir wissen wohl, das heißt, wir können es uns an den Fingern abzählen, daß es ihm knapp gehen muß; aber er nimmt weder einen leichtern Dienst hier im Orte, den ihm mein Mann gern verschafft haben würde, noch weniger aber eine Unterstützung an. Was wir während seiner Krankheit an ihm gethan, sey ohnedies, meint er, eine nie abzutragende Schuld für ihn. So bleibt er hinten in seinen Bergen und Wäldern, wird immer menschenfeindlicher, und ich fürchte und denke mit Zittern daran, denn — ich habe Georg lieb, wie meinen Bruder, — es wird einmal nicht gut gehen."

Hier endigte die Wirthin ihre Erzählung, und Z**'s Gedanken waren nun mit noch höherem Interesse auf Georg gerichtet. Aber auch Rosine hatte seine zarteste Theilnahme erregt, und so nahm er sich vor, die Einladung des Hammermeisters zu benuzen uud gegen Abend zu ihm zu gehn.

Kluge empfing ihn mit vielen Komplimenten und Entschuldigungen, bedauerte unendlich, daß er nicht die Ehre gehabt hätte, heut zu Mittag zu bedienen u. s. w. Z**, ohne auf all' dieses Geschwätz zu antworten, äußerte seinen

nen Wunsch, das Werk und die Anlagen zu besehen. Sie gingen umher. Es war eine Anstalt von großem Umfang, mit ungeheuern Kosten angelegt, und ziemlich wohl unterhalten, nur daß es Z** schien, als wehe ein unheimlicher Geist der Rastlosigkeit und des ungemessenen Strebens nach augenblicklichem Gewinn ihn aus allen diesen Anlagen an, und zeuge von keiner zweckmäßigen Eintheilung und nöthigen Ueberlegung. Endlich kam die Reihe an Garten und Haus. Jener war vernachlässigt, dies mit einer ungeschickten Pracht, weit über den Stand des Besitzers und ohne allen Geschmack eingerichtet.

In einer Art von Speisesaal ward der Kaffee aufgetragen, und Rosine trat zu Z**'s großer Freude herein, ihm einzuschenken. Er hatte nun Zeit, sie zu betrachten, diese edeln Formen zu bewundern, und zu erachten, wie blendend schön diese Gestalt in ihrer Blüthe gewesen seyn mochte. Sie sprach wenig, doch hatte ihr Ton durchaus nichts Leidendes, selbst ihrer Haltung, die Gram und Kränklichkeit etwas vorgebeugt hatten, schien sie gebieten, und durchaus mit keinem Wort, keiner Geberde die Theilnahme oder Aufmerksamkeit erregen zu

wol-

wollen, die ihr Z**'s weiches Herz schon reichlich zollte. Vergnügt durch die Bekanntschaft mit Rosinen, kehrte er in's Wirthshaus zurück, und nahm sich vor, um auch Georg näher kennen zu lernen, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Es geschah, wie er es gewünscht hatte, er hatte sogar die Freude, seinen finstern Begleiter heut' ein wenig gesprächiger und zutraulicher zu finden, und erstaunte über des jungen Holzknechts gewählte und fast begeisterte Sprache, zu welcher ihn manchmal die Betrachtung einer Naturscene hinriß. Noch mehr, als gestern, fühlte er sich von Achtung und Mitleid zu dem jungen Mann hingezogen, dessen Geschichte ihm nun bekannt war. Es war ihm nicht möglich, ihn anders als mit Sie anzureden; das der Holzknecht freilich im Anfange mit Befremdung zu hören schien, und gar zu gern hätte er mit ihm über sein Schicksal gesprochen, von dem Unglücklichen selbst Aeußerungen über seine Lage gehört, und ihm dann, so wie es möglich gewesen wäre, Hülfe angeboten; aber es lag etwas in Georgs Wesen, das jede solche Annäherung hintan hielt, und Z** nicht erlaubte, das Wort der Frage oder Anspielung, das bereits auf seiner Lippe schwebte, auszusprechen.

End-

Endlich war die Wanderung für heute geendet. Z** beurlaubte sich von seinem Führer, nicht wie von einem gedungenen Begleiter, sondern wie von einem Fremden, der aus Gefälligkeit den weiten Weg mit ihm gemacht. Er hatte nicht den Muth, ihm die ärmliche Bezahlung von gestern anzubieten, und stand einen Augenblick verlegen. Dann zog er ein hübsches Reiseetui mit Bleifeder, Scheere, Messerchen u. s. w. heraus: Ich gehe Morgen nach Wien zurück, sagte er, und bedarf dieser Dinge nicht mehr. Behalten Sie das Etui zum Andenken eines Mannes, den Sie durch Ihre Begleitung verpflichtet haben, und der wünscht, daß Sie ihn nicht vergessen möchten. Georg stand einen Augenblick erstaunt, beschämt, gerührt; die Herzlichkeit in des Fremden Betragen überwältigte endlich seinen Stolz. Ich danke Ihnen, sagte er, indem er Z**'s Hand ergriff: Es hätte dieses Geschenks nicht bedurft, um Sie mir unvergeßlich zu machen. Die Art, wie Sie mich behandelten, hat mich erquickt, erhoben, und Sie haben mir dadurch weit mehr gegeben, als durch dies schöne Andenken. Er schüttelte Z**'s Hand treuherzig: „Vergessen auch Sie einen Unglücklichen nicht, der Ihrer Güte und Herablassung einen seiner besten Tage dankt.“

dankt.“ Z** glaubte nun den Augenblick da, wo Georgs Herz sich ihm öffnen würde, er hatte schon eine Frage auf der Zunge, aber Jener wandte sich, und verschwand so schnell im nächsten Busch, daß Z** mit offenem Munde etwas einfältig ihm nachsah, und gar nicht mit den streitenden Empfindungen zurecht kommen konnte, die des jungen Menschen halb zütrauliches, halb stolzes Betragen in ihm erregte.

Am andern Morgen verließ er das Thal und kehrte nach der Hauptstadt und zu seinen Geschäften zurück, indem er sich fest vornahm, das nächste Jahr gewiß wieder hierher zu kommen, Georgs Bekanntschaft fortzusetzen, und sich überhaupt immer in der Kenntniß seines Schicksals zu erhalten. Aber dieser Vorsatz wurde von Zeit zu Zeit verschoben, und endlich ganz aufgegeben. Im nächsten, im zweiten und dritten Jahre störten bald Hindernisse Z**'s kleine Ausflüge ganz, oder zufällige Umstände führten ihn gegen den Plan, den er jeden Frühling faßte, nach N** zu gehn, in andere Gegenden. Doch gedachte er stets mit wehmüthiger Erinnerung des Schicksals der beiden Liebenden, und liebte es, Georgs Heldenthat, sein starkmüthiges Betragen und der armen

men Rosine stilles Leiden seinen Freunden oft und ausführlich mitzutheilen.

Im vierten Jahre endlich, nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen, gelang es ihm, seinen längst genährten Vorsatz auszuführen, und er unterhielt sich schon auf dem Wege nach R** mit allerlei Träumen und Möglichkeiten, was indessen wohl Zufall oder Schickung aus den jungen Leuten gemacht haben, und in welchen seltsamen, glücklichen oder tragischen Lagen er sie finden könnte.

Von allem dem war nun aber — wie es denn mit solchen Spielen unserer Phantasie meistens geht — gar nichts geschehn, ja vielmehr ein Stand der Dinge eingetreten, den der gute Z** bei allen seinen Möglichkeiten gewiß gar nicht als möglich gedacht hatte. Die Wirthsleute waren schon seit drei Jahren nicht mehr in dem Hause, weil der Hammermeister, dem es gehörte, einen so übermäßigen Zins gefordert, und sie auch sonst noch so vielfach geneckt hatte, daß sich der Mann endlich gezwungen gesehen, den Pacht aufzugeben und anderswohin zu ziehen. Das Hammerwerk aber hatte Herr Kluge nun auch seit drei Jahren einem Rechnungsführer übergeben. Er selbst war, um die Früchte seiner Indüstrie mit Glanz zu genie-

genießen, in das nächste Städtchen gezogen und lebte dort auf einem großen Fuß, gab Gastgebote, von denen nicht nur die Stadt, sondern die ganze Umgegend, sprach, hielt Kutschen und Pferde, Bediente u. s. w., spielte hoch, und fing an, sich dieser Leidenschaft, so wie dem Trunk, unmäßig zu ergeben. Seine Frau sah den Abgrund wohl, in den ihr Mann zu rennen angefangen hatte, aber längst belehrt, daß hier weder Bitte noch Vorstellung helfe, und gewohnt, ihr Kreuz zu tragen, ging sie unter allen den lärmenden Herrlichkeiten eben so still, so geduldig und so freudenlos umher, wie auf dem Eisenhammer, nur daß sie an den Ort ihres längst verlornen Glücks und ihrer Jugendfreuden oft mit bittern Thränen zurückdachte.

Und Georg? fragte Z** den Gastwirth, der an des Abgegangenen Stelle ihm alle die verlangten Erkundigungen mitgetheilt hatte.

„Georg? Wer ist der?“

Z** erklärte, so gut er konnte. Niemand im Gasthofe wußte etwas von dem Holzknecht Georg. Er beschloß, sich in dem Eisenhammer nach ihm zu erkundigen. Der Rechnungsführer war ein artiger junger Mann. Z** fragte, beschrieb, erklärte. — Endlich besann sich der

Rechnungsführer. — Ja, ja! sagte er: Ich erinnere mich des hübschen, muthigen Burschen. Es war einer der besten und geschicktesten Arbeiter, und überhaupt ein sehr braver und ein sehr unglücklicher Mensch, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Z**'s Herz ging bei diesen Lobsprüchen freudig auf, er fragte weiter, und erfuhr nun folgende Geschichte.

Georg hatte sein düsteres Einsiedlerleben von dem Herbst an, wo ihn Z** kennen lernte, in den Winter hinein noch fortgesetzt, und war, seinem Vorsatz treu, nie in das Dorf gekommen. Aber Herr Kluge hatte ihn längst zum Zielpunkte seiner Rache gemacht, und seit dem Vorfall bei der Feuersbrunst, wo seine und Rosinens treue Liebe sich so achtlos und unwiderstehlich vor der Welt gezeigt hatte, sann er im Stillen nur darauf, wie er ihn verderben, und Rosinen jede Hoffnung des Wiedersehens, ja, jede Kenntniß von dem Schicksal ihres Jugendfreundes entziehen könne. Was er gethan haben mochte, hat kein Mensch bis jetzt erfahren, aber so nach dem neuen Jahre hin war Georg aus der Gegend, Niemand wußte wohin, verschwunden. Er kam nicht mehr zu den Arbeiten der Holzknechte, seine Hütte im Felsenwinkel auf der Alpe stand

seit

seit Wochen leer, sein weniges Geräthe ungebraucht. Alle Kameraden bedauerten den Verlust des entschloßnen, treuen Gefährten, und je mehr und mehr gewann die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß er auf einem seiner kühnen Gänge verunglückt, vielleicht in eine unzugängliche Kluft gestürzt, oder mit dem Eise irgendwo eingebrochen und zu Grunde gegangen sey. Diese Meinungen verbreiteten sich bis zu dem Eisenhammer. Rosine vernahm sie, wurde todtenbleich, schwieg aber, und kränkelte von dem an noch mehr. Gegen alle ihre Erwartung war ihr Mann der einzige, der diesen Vermuthungen keinen Glauben beizumessen schien, und fest behauptete, ja mit vielen nicht unscheinbaren Gründen zu beweisen suchte, daß das Alles wenig statt habe, und daß der Vermißte sich über kurz oder lang schon wieder vorfinden würde.

So verging der Winter. Im nächsten Frühling hatte Herr Kluge eine Reise tief hinein in's Gebirge zu machen. Die Aerzte hatten Rosinen längst Zerstreuung und Luftveränderung verordnet, das gewöhnliche Mittel, wenn sie sonst nichts zu rathen wissen. Ihr Mann schlug ihr vor, mit ihm zu gehn; es war das erste Mal seit ihrer Verheirathung,

daß

daß er ihr etwas Freundliches erwies. Er erzählte ihr viel von der schönen Gegend, von dem herrlichen Leben bei seinen reichen Bekannten, den Hammermeistern in den höhern Bergen. Rosine, der Alles recht war, nahm es mit freundlichem Danke an und richtete sich zur Abreise ein. Ihres Mannes Verheißungen waren nicht zu groß, sie sah wirklich vorzüglich schöne Gegenden, wurde mit großen Ehren und mit einem Aufwande bewirthet, der ihr oft lästig war, und sehnte sich nach wenigen Tagen wieder in das Thal ihrer Jugend und ihre gewohnten Umgebungen zurück. Aber sie sollte noch einen großen, berühmten Wasserfall sehen, von dem ihr Mann ihr schon zu Hause so viel vorgesagt hatte. Sie gab auch hierin nach, und fuhr mehrere Stunden weit mit einem Schwager ihres Mannes und diesem an den bezeichneten Ort.

Man führte sie durch ein enges, begrüntes Thal an einen Bach hin, an dessen Ufer hier und da aufgeschlichtete kleine Holzstöße die Nähe einer Schwemme verkündigten. Auf dem Gipfel eines mäßigen Hügels, den sie erstiegen, stand eine einsame Hütte, roh aus Baumstämmen zusammengefügt. Hier wohnt der Holzknecht, sagte ihr Schwager, der die

Schleu-

Schleuße besorgen muß. Rosine sah die ärmliche Wohnung an, das ganze Wesen hier herum, die Golzarbeiten, alles füllte ihr Herz mit wehmüthigen Erinnerungen. So gestimmt, leiteten ihr Mann und Schwager sie den jäh abhängigen Hügel herab, bis auf den Punkt, wo nun auf einmal der reiche, vom geschmolzenen Schneewasser ungewöhnlich geschwellte Waldbach über eine steile Höhe von vielen Klaftern mit donnerndem Getöse herabstürzte, mehr Schaum wie Fluth, und einer lockern Schneemasse nicht ungleich, die, durch den thauenden Südwind abgelöst von Dächern und Giebeln, zerschellend herabstäubt. Ein feiner Regen übergoß die Schauenden selbst in einiger Entfernung; unten tobte und schäumte das Wasser im Felsenkessel, und Rosine sah mit einer Art von schauderndem Gefühl einige Bretter, die man ihr zur Lust in den Abgrund geworfen hatte, von der wildempörten Fluth wie Späne krachend zermalmen. Mein Gott! rief sie, wenn da ein Mensch hinabstürzte? Es ist unlängst geschehen, sagte der Schwager vortretend, und wies auf einen Erlenbusch an der gegenüberstehenden ganz schroffen Felsenwand. Es war ein fremder Holzknecht, der einige Wochen hier gearbeitet hatte. Der Boden war vom Regen

glatt

glatt und schlüpfrig, seine Kameraden warnten ihn, heute nicht auf den Felsen da hinaufzuklimmen, auf dessen Höhe er — eine Tanne, glaube ich — fällen wollte. Er hörte nicht auf ihren Rath, klomm wirklich bis dorthin zu dem Busch, aber da rollte das lose Gestein unter ihm und er stürzte rücklings in die Tiefe, seine Kameraden sahen ihn fallen, noch einen Augenblick unten mit dem Strudel kämpfen und dann verschwinden.

Alles schwieg. — Der Erzähler fuhr fort: Es war eine unbegreifliche Tollkühnheit von dem Menschen, sich da hinauf zu wagen. Man glaubt auch, es sey nicht ohne Vorsatz geschehen, denn er war immer melancholisch.

Hat man nicht erfahren, wer und woher er war? fragte Herr Kluge.

Es hat ihn kein Mensch gekannt; nur ein Tuch, das er immer um den Hals getragen, hat ein seiner Kameraden, den seine Arbeit den Tag darauf in das Thal da hinabgeführt, weiter unten an einem Strauch hängen gefunden. Zeig' doch, Joseph! setzte der Schwager hinzu, indem er auf einen der sie begleitenden Knechte wies. Der Knecht zog das Tuch aus der Tasche. Es war blaue Seide mit kleinen weißen Streifen. Rosine sah es an — ihr

Auge starrte, ein Fieberfrost schüttelte ihre Glieder und, ohne einen Laut vorzubringen, sank sie ohnmächtig zu ihres Mannes Füßen nieder.

Sie hatte das Tuch erkannt, das sie beim letzten Abschiede Georgen zum Andenken gegeben hatte.

Man brachte Rosinen in die Hütte des Holzknechts. Sie erholte sich zwar, fand sich aber so schwach, daß man sie den Rest des Weges bis zu ihrem Wagen tragen mußte. Ueber den Vorfall selbst sprach sie mit Niemanden, und äußerte sich mit keinem Worte; aber es vergingen Wochen, seit sie wieder zu Hause war, ehe sie sich so weit hergestellt fühlte, um ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Bald darauf faßte Herr Kluge, der sich für ungeheuer reich hielt, jenen Vorsatz, in die Stadt zu ziehen, und führte ihn im kommenden Winter aus. Rosinen war Alles gleich, ja, sie glaubte, es könne nun auf der Welt nichts mehr geben, was sie zu kränken oder zu betrüben im Stande wäre. Dennoch fand die Vorsicht, oder Herrn Kluge's verkehrter Sinn, noch eine wunderbare Seite, auf der ihr Herz bis jetzt nicht angegriffen worden war. Das waren die Unmäßigkeiten im Spiel und

Trunk

Trunk, in die er sich, verleitet von einigen lockeren Gesellen, stürzte. Täglich gab es nun widerliche Auftritte, Herr Kluge verlor im Spiel, und suchte im Wein Vergessenheit seines Verdrusses. Sein Haus war dabei mit unverhältnißmäßigem Aufwand eingerichtet, die Einkünfte reichten nicht hin — er verkaufte mehrere Gründe, machte Schulden auf sein Hammerwerk, verpfändete den Ertrag seiner Besitzthümer auf Jahre im Voraus. — Nichts genügte mehr, und sehen Sie, gnädiger Herr! so schloß der Rechnungsführer seine Erzählung: Wenn das so fortgeht, wie diese drei Jahre, so muß er bald den Eisenhammer ganz verkaufen, von dem ohnedies kaum ein Viertheil mehr sein ist. Mich dauert nur die arme Frau und das Kind, die er endlich noch an den Bettelstab bringen wird.

Z** hatte mit wechselnder Gemüthsbewegung zugehört. Am meisten ergriff ihn das schreckliche Ende des armen Georgs; denn daß er es war, der in dem Wasserfall seinen Tod gefunden, blieb ihm, so wie Rosinen, keinen Augenblick zweifelhaft. In trüber Stimmung verließ er das verödete Haus, und wußte nicht, wen er mehr beklagen sollte, den armen Georg, der, trotz seines feindseligen Schicksals, doch

nun endlich im Hafen der Ruhe angelangt war, oder die unglückliche Rosine, die, in scheinbarem Frieden und Wohlstand um alle Freuden des Lebens gebracht, nun noch einem hülflosen Alter entgegen sah.

Von nun an war Z** das ganze sonst so angenehme Thal zuwider, und er eilte, es zu verlassen, mit dem festen Vorsatz, es nicht so bald, und, wenn er könnte, nie wieder zu betreten.

Noch ein Jahr trieb es Herr Kluge wie bisher. Rosinens Bitten und Vorstellungen: doch für sein Kind zu sorgen, des Rechnungsführers Warnungen und Berichte von dem Stande seines Vermögens, Alles blieb bei den lauten und ungestümen Forderungen zweier Leidenschaften unbeachtet und unbefolgt. Aber Nachtwachen, Unmäßigkeit, wilde Gemüthsbewegungen, die beim Spiel ihn wie einen Ball zwischen Furcht und Hoffnung umherwarfen, böse Laune über den stets mißlichern Stand seines Vermögens, selbst die nicht gewohnte Ruhe des Stadtlebens, hatten längst seine Gesundheit untergraben. Ein ungeheurer Verlust an der verbotenen geheimen Pharobank, die in derselben Nacht von der Polizei entdeckt und aufgehoben wurde, und Furcht vor Schande

und Strafe, warfen den morschen Bau zusammen, sein Körper unterlag so vielen Stürmen, und ein Nervenfieber endete am achten Tage nach jener Schreckensnacht sein Leben.

Betäubt von diesen schnellen Schlägen, ermattet von der Pflege des Kranken und von schlaflosen Nächten, stand Rosine an dem Sarge ihres Eheherrn, und wußte nicht, ob sie dem Himmel für ihre Erlösung danken, oder diese neue Wendung ihres Schicksals als ein neues Unglück fürchten sollte. So wenig der Verstorbene gethan hatte, ihr Leben zu verschönern, so war er doch derjenige gewesen, dem sie am Altare Treue bis in den Tod geschworen; er hatte in der letzten Zeit gelitten, wie sie, nur auf andere Weise und durch eigne Schuld, und endlich war er der Vater ihres Kindes. Dies Alles regte jetzt, da er tod, und die Kränkungen, die sie durch ihn erfahren, abgethan waren, ihr Herz in redlichem Mitleid gegen ihn auf, und sie weinte aufrichtige Thränen an seinem Sterbelager.

Als dem ersten schmerzlichen Gefühle und den Beobachtungen des Wohlstandes genug gethan war, sie auch wieder ihre Gedanken zu sammeln vermochte, fing sie wohl an einzusehen, daß der Himmel sie lieb gehabt, und durch die Lösung

sung des unglücksvollen Bandes, das während fünf Jahren ihr Leben verbitterte, freundlich für sie gesorgt hatte. Mochten auch die Trümmer von dem einst so großen Vermögen ihres Mannes noch so unbeträchtlich seyn, so war doch das Wenige bei Stille und Zufriedenheit weit köstlicher, als vorher Ueberfluß und Pracht bei Kränkung und Unfrieden. Ueberdies war sie genügsam, ihr Sohn noch klein, und Alles, was sie von den Herrlichkeiten voriger Zeit genossen, ihr nie zur Freude gewesen. So fing sie nun an zu untersuchen, zu ordnen, der Rechnungsführer legte seine Papiere vor, die Gläubiger wurden berufen. Es dauerte lange, bis die Auseinandersetzung zu Stande kam, und endlich nach einem halben Jahre verdrüßlicher Berichtigungen fand es sich, daß, wenn Alles verkauft und zu Gelde gemacht würde, nach Abzahlung der Schulden Rosinen kaum so viel übrig blieb, um mit ihrem Sohne sparsam zu leben. Doch zog sie diese rühmliche Armuth, dem Vorschlage des Advokaten vor, der ihre Ansprüche geltend machen und so die Gläubiger verkürzen wollte. Als Alles in's Reine gebracht war, verkaufte sie auch noch ihr Geschmeide, ihre kostbaren Kleider, miethete sich in derselben Stadt eine kleine Wohnung, richte-

te

te sich ein, und suchte nun durch Handarbeiten, in denen sie wohl geübt war, ihr kleines Einkommen zu vermehren, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung geben zu können.

So lebte sie still und fromm für sich dahin, freilich nicht glücklich; aber sie lebte in Frieden und ohne Kränkung. Georgs Bild schwebte im Lichte der Verklärung vor ihren Augen, und nimmer konnte sie in die feindselige Meinung ihres Schwagers einstimmen, daß er seinen Tod selbst gesucht habe. Er war ja auch immer gottesfürchtig gewesen, wie sie, er hatte all' seinen Trost in der Frömmigkeit gefunden, so werde ihn, meinte sie, doch Gott nicht so schrecklich verlassen haben, daß er es hätte wagen dürfen, eigenmächtig seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Welt bewegte sich dazumal in stürmischen Gährungen. Es war in den Jahren 1812 und 1813. Rosine in ihrer stillen Abgeschiedenheit nahm durch Gebet und fromme Wünsche Antheil an der guten Sache, und freute sich auf den Zeitpunkt, wenn nun Alles wieder ruhig, aller Kampf Frieden, das ehrwürdige Alte hergestellt, und auch ihr Sohn der weiblichen Pflege entwachsen seyn würde, ihn ihrem Bruder zu übergeben, der ein wacke-

rer Landwirth und durch ein braves Mädchen wohlhabend geworden war, sich aber in die Stille eines Klosters zurückzuziehen, wo sie dem Gebet und dem Andenken an den nievergessenen Jugendfreund leben wollte.

Sie sollte dieser Hoffnung nicht lange genießen. Einer der ersten Gläubiger ihres verstorbenen Mannes, ein Kaufmann in der Stadt, in welcher sie wohnte, Wittwer, reich, angesehen und nicht übel gebildet, hatte sie bei den gerichtlichen Verhandlungen näher kennen gelernt. Ihre uneigennützige Handlungsweise, ihre Sanftmuth, ihr Unglück, am meisten ihre Schönheit, machten Eindruck auf den noch blühenden Mann. Er trug ihr seine Hand an; versprach, ihren Sohn an Kindes Statt anzunehmen, und betrieb, trotz Rosinens Bitte, sie mit jeder Bewerbung zu verschonen, weil sie fest entschlossen sey, nie wieder zu heirathen, seine Liebesangelegenheit so öffentlich, so auffallend, daß die ganze Stadt davon sprach, und Niemand daran zweifeln wollte, die ganz arme Wittwe, die doch vorher an ein so glänzendes Leben gewöhnt war, würde, um ihrer und ihres unversorgten Kindes willen, den Vorschlag mit beiden Händen ergreifen. So machte man sie in den Gesprächen des Städchens schon zur Braut, und

der

der Ruf davon erscholl bald auch in ihrer Heimath.

Eine junge Beamtensfrau, die kurz vorher, ehe Rosine das R** Thal verließ, mit ihrem Manne in die Gegend gekommen war, und sich in freundlichem Umgang näher an sie geschlossen hatte, schrieb ihr Glückwünsche zu der nahen Hochzeit. Rosine antwortete halb scherzend auf das, was sie für Scherz hielt, und versicherte der Frau Rentmeisterin, daß sie an keine Heirath denke, noch denken werde. Doch ängstete sie das Geschwätz der Leute, und noch mehr das Zureden ihrer Freunde und Geschwister, um ihres Kindes willen diesen äußerst vortheilhaften Antrag nicht auszuschlagen; auch des Kaufmanns zuversichtliche Bewerbungen quälten ihr stilles Gemüth, und sie sehnte sich aus all' dem Gewirre mit banger Seele in die Einsamkeit ihres gewünschten Klosters.

Es stand nicht lange an, so kam ein zweiter Brief der Rentmeisterin. Der Eisenhammer des verstorbenen Herrn Kluge wurde von den Gläubigern verwaltet. Jetzt hatte sich ein Käufer gefunden, ein Husarenofficier, der den letzten Krieg mitgemacht, das Kreuz verdient hatte und nun in ländlicher Einsamkeit der Ruhe pflegen wollte; denn er war verwundet. Es war

wie

wie die Rentmeisterin schrieb, ein sehr artiger, wohlgebildeter Mann, der gleich bei der Uebernahme des Eisenhammers mancherlei Kenntniß und Einsicht gezeigt habe, und das ziemlich zerrüttete Werk mit Verstand und Thätigkeit in recht guten Stand zu bringen scheine. Auch dieser hatte bei der Rentmeisterin Rosinens Bild gesehen, ihre Geschichte vernommen, und sich erklärt, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn Rosinens Herz noch frei wäre, sie wieder als Gebieterin in ihr voriges Eigenthum einzusetzen. Wenn ihr Herz noch frei ist, habe er noch ein Mal mit sehr bedeutendem Ausdruck wiederholt, und der Rentmeisterin den Auftrag gegeben, in seinem Namen anzufragen.

Rosine brach in Thränen des Unmuths und der Angst bei diesen neuen Zumuthungen aus. Ach, mein Gott! rief sie, so will man mir denn keine Ruhe gönnen, mich den Rest eines traurigen Lebens nicht in Frieden beschließen lassen! Sie setzte sich hin, und schrieb ihrer Freundin, ihr Herz sey wirklich nicht mehr frei. Das möchte sie dem Herrn Rittmeister sagen, und übrigens sie jetzt und künftig mit allen solchen Anträgen verschonen.

Frau Fischer, so hieß die Freundin, theilte dem Officier sogleich am folgenden Tage seinen

Korb

Korb in den schonendsten und glimpflichsten Ausdrücken mit, und setzte, um der Nachricht einen Theil ihrer Bitterkeit zu benehmen, aus ihrer eigenen Ansicht entschuldigend hinzu, sie zweifle nun nicht mehr, daß der Kaufmann, der schon so lange und so anhaltend um ihre Freundin geworben, endlich doch einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben müsse. Der Officier dankte für die gehabte Mühe, schwieg ganz von seinen weiteren Absichten, und die Sache blieb auf sich ruhen. Aber, obwohl er den Kauf schon seit einigen Wochen geschlossen, und wirklich angefangen hatte, das Werk zu betreiben, auch das Haus ganz anders und in viel einfacherem Geschmack einzurichten, so fand er doch jetzt auf einmal allerlei Anstände und Zweifel in den Rechnungen, in der Einrichtung, die Niemand als der Rechnungsführer, der längst schon, in großer Entfernung eine Anstellung gefunden hatte, oder die vorige Frau Hammerweisterin selbst, zu heben im Stande war. Er ließ sie daher durch Frau Fischer ersuchen, seine Bitte nicht übel zu deuten, und sich die kleine Reise gefallen zu lassen, weil die Sache schlechterdings an Ort und Stelle entschieden werden müßte. Seiner Absichten war mit keinem Worte erwähnt, und seine Anfrage

so

so natürlich, sein Verlangen so billig, daß Rosine wohl einsah, hier sey nichts zu thun, als einzuwilligen. Frau Fischer versprach, die Pferde zu schicken, und Rosine sollte nun nach so langer Entfernung und in so sehr veränderten Umständen das Thal wiedersehen, wo ihre schönsten, aber auch ihre traurigsten Stunden verflossen waren.

Es hatte sie schon lange eine geheime Sehnsucht hingezogen, und in ihrem Herzen das heimische Thal und das Kloster sie lange in der Wahl ihres letzten einsamen Aufenthalts unschlüssig gelassen. Nur die Heiligkeit der Stätte und die noch tiefere Abgeschiedenheit entschied endlich für das Kloster. So fuhr sie an einem schönen Frühlingsmorgen unter tausend wechselnden Empfindungen den bekannten geliebten Bergen zu, und stieg bei ihrer Freundin ab. Frau Fischer empfing sie mit vieler Freude, und sagte ihr, was sie noch heiterer machte, und über die gefürchtete Zusammenkunft mit dem Husarenoffizier beruhigte, daß dieser seit jener abschlägigen Antwort nie wieder etwas von der Sache gesprochen habe und still ohne Umgang lebe. Gegen Abend, als es kühler geworden war, konnte Rosine dem Drang nicht widerstehn, der sie in die eigentliche Heimath zum ehemaligen

ligen Hause ihrer långst verstorbenen Aeltern, zu der Kirche, in welcher sie oft gebetet und geweint, in die schaurig schöne Thalschlucht, zog, in der sie einst in bessern Zeiten so oft mit dem verklårten Freund, und dann spåter einsam, unter Thrånen um ihn, gewandelt war. Sie nahm einen Umweg, um nicht am Eisenhammer vorbei zu müssen; denn sie fürchtete, dem Husarenoffizier zu begegnen, und nachdem sie das Haus ihrer Geburt und die Kirche besucht hatte, stahl sie sich auf den einsamsten Pfaden in die Thalschlucht, und freute sich ganz ungemein, da sie sich, unbeachtet und ungesehn, in dieser aufgenommen fand. Sie wandelte in wehmüthig süßen Erinnerungen hin, und war nun bis zu dem Brunnen gekommen, an dem sie oft in theurer Begleitung geruht, und das Wasser getrunken hatte, das des Freundes Hand ihr schöpfte. Sie nåherte sich der Brunnenhütte, sie stand auf dem Steg. — Mit nicht geringem Schrecken erblickte sie jetzt einen Mann an der Quelle, der sich eben bückte und mit einem leichten hölzernen Becher Wasser schöpfte. Er war einfach und låndlich, doch nicht ohne Geschmack gekleidet. Rosine stand ångstlich, sie wußte nicht, ob es nicht eben der gefürchtete Brautwerber war, ob sie umkehren, oder, an

dem Brunnenhüttchen vorbei, die Straße weiter gehn sollte. In dem Augenblick richtete sich der Fremde auf, wandte sich und trat aus der Hütte. Rosine erstarrte, sie sah diese Gestalt, diese Züge — und mit einem Ton des Entsetzens und der Freude schrie sie: — Georg! und stürzte zusammen.

Er sprang hinzu, er erkannte sie, trug die theure Bürde zur Quelle, legte sie auf seinen Schooß, besprengte sie mit Wasser, und unter tausend Liebkosungen und süßen Lauten der Liebe und des Entzückens brachte er sie wieder zu sich. Sie richtete sich auf, sah ihn noch immer zweifelnd an, und sank dann mit dem Ausruf: Du bist's! Du lebst! laut weinend an sein Herz. Nur nach langer Zeit vermochten die tief erschütterten Seelen, sich zu fassen, und Worte zu gewinnen, um ihr Erstaunen, ihre Freude auszudrücken. „Und liebst Du mich denn noch? Hast Du mich nicht vergessen in der langen Zeit?" fragte endlich Georg. Ach, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, als Dich! antwortete Rosine. „Und der reiche Kaufmann, der sich in *stadt um Deine Hand bewirbt? Und die Antwort, die Du dem Offizier sagen ließest?" — Du weißt davon? rief sie überrascht. — Georg sah ihr Erstaunen,

er

er schien sich zu besinnen. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Ich habe davon gehört. Der Husarenoffizier war mein Rittmeister, ich stehe nun auch hier in seinem Dienst.“ Das ist mir sehr unangenehm, erwiederte Rosine. — „Warum?“ — Ach, eben um dieser Bewerbung willen. Aber sag mir nur, wie Alles zusammenhängt? Wir hielten Dich für todt. Ach, was habe ich nicht ausgestanden! — Georg erzählte ihr nun, wie ihr verstorbener Mann ihn vor vier Jahren durch den Verwalter des Grafen, dem die Wälder gehörten, Nachts in seiner Hütte von den Soldaten greifen und als Rekruten habe fortschleppen lassen. Da er bei der Infanterie nicht brauchbar war, sollte er Reiter werden. Er ergab sich in sein Schicksal, das er nicht ändern konnte, und nahm nicht ungern die Dienste, zu denen er seit langer Zeit Lust gehabt, und von deren Ergreifung ihn bloß das Verlangen, in Rosinens Nähe zu leben und vielleicht noch einmal ihr hülfreich seyn zu können, abgehalten hatte. Er hoffte auch jetzt nicht weit von ihr entfernt zu werden; denn sein Regiment lag in der Nähe des R** Thals. Auch schrieb er an Rosinen, sobald es ihm möglich war, — er erhielt keine Antwort. — „Ach! und ich keinen Brief!“ —

Auch nicht aus Ungarn, und im Jahr 1812 aus Polen, wo mein zweites Regiment beim Auxiliarcorps stand? — „Nicht eine Sylbe!" — Ach, was ich gelitten habe, kann nur Dein Herz ermessen, wenn Du mich noch liebst, wie einst. — „Ich glaubte Dich im Wasserfall in** ertrunken, zerschellt. — O Gott! Georg! Georg!" rief sie, und umfaßte ihn mit Angst: — „Du bist doch nicht hineingestürzt? —" Er lächelte. Er war in seinem Leben nicht in der Gegend gewesen, aber das blaue Tuch hatte er bald, nachdem man ihn zum Conscriptionsoffizier gebracht, unter seinen Sachen gesucht und vermißt. Nun verständigten sich nach und nach die ruhiger schlagenden Herzen, und Rosine erfuhr, daß Georg von dem Regiment, bei dem er zuerst angeworben worden, plötzlich und ohne Ursache zu einem Husarenregiment, das tief in Ungarn stationirt war, versetzt wurde; von hier gieng es nach Polen, von dort endlich im Jahr 1813 nach Deutschland und über den Rhein bis in die Hauptstadt des gedemüthigten Feindes. Georg erzählte mit Feuer und Lust von den Schlachten bei Kulm, Leipzig und auf dem Montmartre. Rosine hörte ihm mit aufgeregter Seele zu, und es ward ihr bald klar, daß ihr Mann, so wie

er die Ursache von Georgs Entführung gewesen war, auch seine Briefe unterschlagen, seine Versetzung zu dem entfernten Regiment bewirkt und die Komödie am Wasserfall mit seinem Schwager verabredet hatte, um Rosinen, deren Herz er noch immer Georg zugewandt wußte, jede Hoffnung zu benehmen.

„Aber wie kommt es, daß Du jetzt hier bist, und hast mich nicht aufgesucht, mich nichts wissen lassen?“

Georg lächelte wieder seltsam: Mein Rittmeister hat mich liebgewonnen, ich habe ihm so viel von der Schönheit dieser Gegend gesagt. — Der Eisenhammer war zu verkaufen, er ließ sich überreden, wir nahmen unsern Abschied, und ich bin nun bei ihm, wie einst bei meinem alten geliebten Pflegevater. — Dich aber, Rosine, sogleich aufzusuchen, mich Dir zu zeigen — konnte ich es wagen, nachdem durch vier Jahre alle meine Briefe unbeantwortet geblieben und ich Dich von Freiern umgeben fand? Zudem: Dein Herz ist nicht mehr frei, ließest Du dem Offizier sagen.

„Ach, war es denn nicht wahr? habe ich Dich denn nicht ewig geliebt?“ O, meine Rosine! — Aber, theures Wesen! ich bin nicht

 reich,

reich, Du auch nicht, — ich habe Dir nur ein geringes Glück anzubieten. Rosine legte die Hand auf seinen Mund, sie verbot ihm davon zu reden, sie war entschlossen, auf jeden Fall die Seinige zu werden.

So saßen sie kosend in seliger Vergessenheit der Welt um sich her, als die einbrechende Dämmerung Rosinen an den Heimweg mahnte. Ach Gott! rief sie, ich habe noch eine halbe Stunde bis zur Frau Fischer, und es wird dunkel. „Ich begleite Dich, Rosine, so hast Du nichts zu fürchten.“ Sie standen auf, und waren noch nicht lange gegangen, als ihnen in dem engen Thalwege ein Bursche in sauberer Livree mit einem schönen gezäumten Reitpferd entgegen kam. Georg ging ihm entgegen, redete heimlich mit ihm, und der Bursche kehrte mit dem Pferde um. — „Das ist wohl ein Reitknecht des Rittmeisters?“ fragte Rosine. Ja, antwortete Georg, er sucht seinen Herrn, ich habe ihn angewiesen. Sie gingen weiter. Rosine bemerkte nach einer Weile, daß Georg langsam und nicht ohne Beschwerde ging. Sie sagte es ihm, und er erzählte ihr, daß er im Kriege viel ausgestanden und einige Mal gestürzt sey.

Rosine erschrak! „Ach, Georg! Wie wird es Dir denn in Deinem Dienste gehn? Und Alles das leidest Du um meinetwillen!"

„Eben darum achte ich all' dieses Leiden nicht. Fürchtest Du aber vielleicht, daß mein Zustand mich einst zur Arbeit unfähig machen könnte, daß Du dann ein trauriges Schicksal mit mir theilen müßtest? — Rosine! — Wenn Du das fürchtest — so laß es uns lieber sogleich gestehn, und uns trennen! Du bist jung, schön, gesucht, ich darf Dein Glück nicht hindern!"

Rosine machte ihm sanfte Vorwürfe über diesen lieblosen Gedanken. Ein Mal, sagte sie, hast Du mich überredet, Dir zu entsagen; es war mein und Dein Unglück, daß ich Dir damals folgte. Jetzt bringst du mich nicht wieder dazu, gewiß nicht. Ich lasse Dich nicht mehr, und Gott, der Dich in allen Gefahren erhalten; der uns jetzt so wunderbar zusammengeführt hat, wird auch noch weiter für uns sorgen.

Georg umschlang das treue, geliebte Weib, sie stand in seinen Armen, zu ihm aufblickend, und der Mond, der in dem Augenblick hinter der östlichen Felsenreihe heraufstieg, schimmerte in ihr verklärtes Gesicht und in die Thränen,

die aus ihren blauen Augen glitten. Keines sprach, sie fühlten betend und dankbar ihr unaussprechliches Glück.

So waren sie in trauten Gesprächen bis an den Ausgang des Thales gekommen, und betroffen erkannte Rosine, als sie sich umsah, daß sie den gewohnten alten Weg gegangen waren, der am Eisenhammer vorbeiführte. Sie sah ihn schon ganz nahe vor sich. Sie wollte nun durchaus nicht vorbei, und sagte es ihrem Freund. Dieser lächelte. „Ich muß Dich dennoch bitten, noch bis dahin zu gehn; ich muß sehn, ob der Herr zu Hause ist, denn ich habe ihm etwas zu sagen, eh' ich Dich zur Rentmeisterin führe.

Rosine ergab sich in das Verlangen ihres Freundes. Er suchte ihr ein freundliches Plätzchen am Ufer, wo ein Baum sie halb verdeckte; dort bat er sie, zu warten, und eilte in's Haus. Rosine sah seiner Zurückkunft mit Ungeduld, und nicht ohne Furcht, der Husarenofficier möchte sie erblicken, entgegen. Es dauerte nur kurze Zeit, so hörte sie gehen. Sie wandte sich — und — wie groß war ihr Schrecken! — Der Officier kam die Anhöhe vom Hause herab, gerade auf sie zu, in völliger Uniform, den Orden auf der Brust. Sie hörte ihren Namen

von

von einer theuern Stimme rufen. Jetzt warf der Mond sein volles Licht auf den Kommenden — es war Georgs Wuchs, sein Gang, seine Züge. —

Gerechter Gott! Was ist das? rief Rosine erschrocken und zitternd. Aber Georg umschlang sie und drückte sie unter Freudenthränen an seine Brust: — „Das ist der Lohn Deiner Liebe und Treue! Gutes, frommes, himmlisches Wesen!"

Aber wie kommst Du in die Kleider?

Es sind meine eigenen. Liebe Rosine! Ich bin nicht Unterofficier und Aufseher über die Arbeiter hier, wie ich Dir scherzend erzählte; ich bin Husarenrittmeister und der Eisenhammer ist mein Eigenthum. Gott hat mich wunderbar geführt, Rosine! Er hat mir seine Gnade gegeben, daß ich mir die Liebe und Achtung meiner Vorgesetzten erwerben konnte. Ich stieg schnell vom Gemeinen zum Unterofficier, von da zum Lieutenant. Mein Oberster gewann mich sehr lieb. In der Leipziger Schlacht hatte ich das Glück, ihm das Leben zu retten; in der von la Ferté champenoise wurde er an meiner Seite tödtlich verwundet. Ich hatte Gelegenheit, mich auszuzeichnen, ich wurde auf dem Schlachtfelde Rittmeister und bekam das Kreuz.

Aber ich genoß diese Freude nicht, denn mein Oberster, mein zweiter Vater, starb noch denselben Abend in meinen Armen. Ein bedeutendes Legat von ihm, und einige glückliche Coups, die ich auszuführen bekam, setzten mich in den Stand, nachdem ich meine Pflicht gethan und der heilige Kampf geendet war, meinen Abschied zu nehmen; denn ich fühlte, daß ich der Ruhe bedurfte. Von Dir und Deinem Schicksal hatte ich mir von Zeit zu Zeit Kenntniß zu verschaffen gewußt. So erfuhr ich Deines Mannes Tod, und daß der Eisenhammer zu verkaufen sey. Mein Entschluß war bestimmt. Wohin auf der ganzen Welt hätte ich lieber flüchten sollen, als in das stille Thal meiner Geburt, wo ich einst so glücklich gewesen; an das selbst traurige Erinnerungen mich mit unbeschreiblichem Reize fesselten, in dessen Nähe endlich Du noch immer lebtest, wo ich genaue Kunde von Dir zu erhalten, und — da Deine Hand frei war — wenn Du meiner noch nicht vergessen hattest — auch wieder unaussprechlich glücklich zu werden hoffen konnte? Vor einigen Wochen kam ich hierher, Niemand erkannte mich bis jetzt, Niemand suchte in dem reichen Rittmeister in glänzender Uniform, den armen Holzknecht. Auch fand ich vieles verändert.

dert. In manchen Häusern waren neue Bewohner, Andere waren gestorben, Viele in veränderten Verhältnissen. Ich vermied jeden Umgang, weil ich nicht eher erkannt seyn wollte, ehe Du über mein Schicksal entschieden haben würdest. Mit unbeschreiblicher Lust richtete ich mich in dem Hause ein, das Du bewohnt hattest, ich suchte Deine Spuren auf, ich war glücklich, wenn ich wieder eine neue entdeckte. Ach, Rosine! Ich lebte nur in dem Gedanken an Dich!

Er legte sein Haupt auf ihre Schulter, aus Beider Augen flossen Thränen der Freude, des innigsten Dankes gegen Gott.

Ich erfuhr, begann Georg von neuem, was mich wenig freute, die Bewerbungen des reichen Nebenbuhlers um Dich. Ich hatte nicht den Muth, sogleich hervorzutreten, ich wollte wissen, wie es um Dein Herz, um Deine alte Liebe stände. Die Frau des Rentmeisters fragte Dich, ohne mich zu kennen; Deine Antwort machte mich bestürzt, ich wußte nicht, sollte ich hoffen oder verzweifeln. — Meine Sehnsucht nach Dir, meine Liebe hieß mich endlich alle

Be-

Bedenklichkeiten überwinden. Ich wollte mein Schicksal erfahren, Dir in meiner wahren Gestalt vor Augen treten, und erwarten, was Du entscheiden würdest. So veranlaßte ich Dein Hierherkommen — so erwartete ich Dich zwischen heißer Liebe und ängstlicher Besorgniß, als Du mir heut am Brunnen erschienst.

„Und Du, böser Mensch, konntest Dich noch so verstellen und mich mit dem Rittmeister ängstigen?“

Verzeih', Rosine, einen Scherz, der gar nicht in meinem Plane lag, zu dem Deine Worte mich erst in demselben Momente veranlaßten! Verzeih', wenn ich Dir einen unangenehmen Augenblick gemacht habe! Glaube mir aber, Rosine, um alle Schätze der Welt möchte ich die Freude nicht geben, mir den Anblick Deines ganzen treuen Herzens und Deiner hingebenden frommen Liebe durch meine kleine List verschafft zu haben. O, Rosine! Ich bin glücklicher, als ich es sagen kann, als ich es verdiene; glücklicher, als irgend ein Mensch es verdienen kann! Er drückte sie fester an

seine

seine Brust, und sie fühlten Beide schweigend ihre Seligkeit.

Endlich erinnerte Rosine an den Rückweg. Es wird sogleich angespannt seyn, antwortete Georg. Laß uns einen Augenblick in's Haus gehn, laß mich Dich in Dein Eigenthum führen, und der Freude genießen, Dich zum ersten Mal an dem Orte mein nennen zu können, in dem ich Dich so lange, so schrecklich von mir getrennt wußte! Sie folgte ihm, er zeigte ihr Alles im Hause, wie er es, so viel möglich, einfach und ansprechend eingerichtet hatte, nicht, wie es unter Herrn Kluge, sondern bei seines Pflegevaters Zeit, ausgesehen hatte. Rosine ging selig an seinem Arm umher, und feierte bald mit Wehmuth, bald mit Schaudern an den bekannten Stellen die Erinnerungen der Vergangenheit, bis man dem Rittmeister meldete, es sey angespannt. Er führte Rosinen hinab zu der eleganten Chaise, die im Hofe stand, setzte sich an ihre Seite, und sie, noch ganz betäubt von den wechselnden Auftritten und Gefühlen des heutigen Tages, konnte noch in manchem stillen Augenblick kaum an ihr Glück und an die Wirklichkeit so seltsamer Ereignisse glauben.

So kamen sie unter freundlichem Gekose zur Frau des Rentmeisters, die, schon überrascht, Rosinen an des Rittmeisters Seite im Wagen zu sehen, nun vollends die Entwicklung ihres Schicksals, und daß der Husarenoffizier und der arme, so lange als todt beweinte Georg eine und dieselbe Person seyen, kaum fassen konnte. Aber bald freute sie sich herzlich mit der beglückten Freundin, und half recht emsig, Alles zu beschicken und anzuordnen, daß das Hochzeitfest des beglückten Paares in vierzehn Tagen, zwar mit anständiger Feier, aber einfach und nur im Kreise weniger Freunde, vor sich gehen konnte.

Anderthalb Jahre hatten Georg und Rosine in häuslicher Stille und im dankbaren Genuß ihres Glückes gelebt, und ein holdes Mädchen lag schon in der Mutter Arm, als Herr von Z**, der sich zwar vor ein Paar Jahren vorgenommen hatte, das Thal nie wieder zu betreten, das ihm so viel wehmüthige Erinnerungen gab, sich doch bereden ließ, einen Freund zu begleiten

gleiten, den seine Geschäfte in diese Gegend führten. Sie stiegen in einem entlegenen Gasthofe ab, dessen Bewohner Z** unbekannt waren; aber er und sein Begleiter blieben es nicht lange. Die Erscheinung von einem Paar angesehener Herren aus der Hauptstadt macht Epoche in einem einsamen Gebirgsthal. Bald erfuhr die Gegend, daß die Herren da, und wer sie wären, und in einer Stunde darauf sah Z** zu seinem Erstaunen eine Chaise vor dem Gasthofe halten. Ein Husarenoffizier stieg heraus und fragte nach ihm. Z** wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären, und wollte eben sein Zimmer verlassen, um dem nach ihm Fragenden entgegenzugehn, als die Thüre sich öffnete und der Offizier eintrat. Z** sah ihn verwundernd an, es war, als sprächen dunkle Erinnerungen aus tiefer Ferne sein Gemüth freundlich, aber wehmüthig an. — Sie kennen mich nicht mehr, hob der Offizier an, indem er mit gerührter Stimme und dargebotener Rechten auf Z** zuging. — „Wahrlich, mein Herr! — Mir ist — Ihre Züge — diese Stimme — wir sehen uns heut nicht zum ersten Mal.“ — O freilich nicht, rief der Offizier lebhaft: Erinnern Sie sich des armen Georgs nicht mehr, der Sie auf den Ber-

gen

gen herumführte? „Ob ich mich seiner erinnere, Herr Rittmeister? Ja wohl, ja wohl! Ich habe seinen schrecklichen Tod herzlich betrauert.“

Er lebt noch, Herr von Z**! Er lebt noch und ehrt Sie noch wie damals.

„Wär's möglich? Mein Gott! — Diese Aehnlichkeit — Sie wären —?“ Ich bin der arme Georg, rief der Rittmeister mit lebhafter Rührung. Sehen Sie hier das Etui, das Sie mir damals schenkten. Es ist seitdem nie von mir gekommen. Er zog es bei diesen Worten hervor und wollte es Z** zur Beglaubigung überreichen, aber er lag schon in Z**'s Armen, der ihn, heftig bewegt und mit Thränen im Auge, umarmte. Auch in des Rittmeisters Augen glänzten Zähren, sie floßen der Freude des Wiedersehens, dem seltsamen Umschwung seines Geschickes, seines damaligen Leiden. Als er sich wieder gefaßt hatte, war Z**'s erste Frage nach Rosinen. — „Sie ist mein, sie ist meine Frau!“ O, nun ist Alles, Alles gut! rief Z**, und sprang jubelnd auf: Gott sey gedankt, der Euer langes Leiden angesehen und Euch wieder vereinigt

einigt hat! Sie müssen mich zu Ihrer Frau führen. Darum bin ich hier, antwortete der Rittmeister: Wir Beide bitten Sie um diesen Besuch, als um die größte Freude, die Sie uns machen können. Aber nicht bloß besuchen, lieber Herr von Z**, auch bei uns wohnen müssen Sie mit Ihrem Freund, uns angehören, und den Dank und die Liebe eines treuen Herzens nicht verschmähen, das Ihnen auf jenen Spaziergängen in seinem tiefsten Unglück einige schöne und erhebende Stunden verdankte.

Georg führte Z** zum Wagen. Rosine empfing den Freund, von dem ihr ihr Mann so viel Gutes erzählt hatte, mit Achtung und Dankbarkeit. Beide Gatten bestrebten sich, ihm und seinem Begleiter die wenigen Tage ihres Aufenthalts im R** Thal so angenehm als möglich zu machen; aber die größte Freude genoß der gute Z** nicht sowohl in den Beweisen der Liebe und Freundschaft des edeln Paars, als in der Ueberzeugung, wie glücklich diese beiden Menschen waren, und wie sehr sie es zu seyn verdienen.

Wenn er nun nach R** kommt, und er besucht das Thal, so oft es ihm nur seine

Ge-

Geschäfte verstatten, wohnt er bei dem Rittmeister, und kommt aus dem Heiligthum häuslichen Glücks und geprüfter Tugend immer heiterer und behaglicher nach der Hauptstadt zurück.

Rosalinde von Ramsay,

oder:

Die gefährliche Verbindung

von

G. Reinbeck.

In einer Stadt Süddeutschlandes, die besonders wegen der Geistesbildung und Anmuth ihrer Bewohnerinnen berühmt ist, lebte Rosalinde von Ramsay im Schutze einer alten Tante, da sie Vater und Mutter frühe verloren hatte. Der Vater war als Oberster unter den hessischen Truppen im englischen Solde in Amerika gegen die Insurgenten gefallen; die Mutter hatte der Gram über des Gatten Tod und über die hülflose Lage, in welcher sie mit der einzigen Tochter zurück blieb, in's Grab gestürzt, und die arme damals fünfjährige Rosalinde blieb der Wohlthätigkeit der einzigen Vatersschwester überlassen, welche als Stiftsdame in jener Stadt lebte, und die Brudertochter zu sich nahm. Es war eine verständige Frau, die an der kleinen Rosalinde ein herzliches Wohlgefallen fand, und sich's zum angenehmen Geschäft machte, die herrlichen Anlagen ihres Lieblings auszubilden. Die Kleine vergalt ihr, was sie an ihr that, mit zärtlicher, kindlicher Liebe, und wuchs zur Jungfrau auf mit einem Herzen, von dem das Aeus-

sere ein treuer Spiegel war. Wenn sie dann das reizende, reine Wesen wie eine Huldgöttin einherschweben sah, so arglos, als ob die Welt noch ein Paradies voll Unschuld sey, und mit dem Herzen, das sich Allem so gern anschloß, und wo es Liebe fand, stets mit doppelter Münze bezahlte; dann konnte ihr das Auge feucht werden, und es konnte wohl der Gedanke in ihr aufsteigen, ob sie auch recht gethan habe, den Keim der Liebe in dem arglosen Herzen so sorgsam zu nähren. Unschuld und Liebe, war das für ihren Liebling eine Aussteuer in einer Welt, wie sie um sich erblickte? Doch, wenn ihr dann ängstlich zu Muthe wurde, und das blaue liebeflehende Auge Rosalindens vertrauensvoll sie anlächelte, dann schlug sie den feuchten Blick zum Himmel auf und sagte oft laut, indem sie das holde Kind an ihre mütterliche Brust drückte: Gott ist die Liebe und ein Vater der Unschuld! und so überließ sie sich voll hohen Vertrauens den wonnigen Gefühlen ihres schönen Herzens und ihre Zärtlichkeit trieb den gefürchteten Keim zur reichsten Entwicklung.

Rosalinde trat in ihr achtzehntes Jahr. In ihrem ganzen Wesen lag ein unwiderstehlicher Zauber, der vorzüglich von ihrem Herzen ausging, und manches Jünglings Auge hing wonne-

trun-

trunken an der sich so lieblich entfaltenden Knospe; allein — sie war ohne Vermögen, und es hüteten Väter, Mütter und Basen die Reichern, und die minder Reichen der Egoismus der Zeit, der die heiligste Verbindung zu einem Mittel zu irdischen Genüssen herabwürdigt; so daß Rosalinde zuletzt gerade durch das, was sie so anziehend machte, sich vereinsamt fand, da man ihre Nähe für zu gefährlich achtete. Manche Familie, in welcher sie als Kind so wohl gelitten war, zog sich von der reizend blühenden Jungfrau zurück.

Im Anfange wurde sie dieß nicht so gewahr, da die zunehmende Kränklichkeit der geliebten Wohlthäterin sie ganz beschäftigte; allein bald sollte sie die traurige, harte Erfahrung machen, wie wenig Liebenswürdigkeit und Unschuld für die Welt gelten. Die gute Tante starb und Rosalinde fühlte sich in der Welt allein, und das mit einem Herzen, das in Liebe glühte. Sie fühlte sich unsanft berührt, fast erschreckt durch die Liebeleere, die sie überall anschauerte, die vormalige Unbefangenheit verschwand, sie wurde scheu, sie wagte zuletzt kaum sich Jemand zu entdecken. Der einzige Mensch, zu dem sie noch einiges Zutrauen fühlte, war der Sachwalter, den die Tante bestimmt hatte, die geringe Erbschaft, wel-

che sie der Pflegtochter hinterlassen konnte, in Ordnung zu bringen. Er, ein angenehmer, gebildeter junger Mann in den letzten Zwanzigern, benahm sich, dabei mit einer Uneigennützigkeit und mit einem Eifer, daß Rosalinde oft in seiner Gegenwart die Tante im Grabe noch segnete für die Stütze, die sie ihr in ihm hinterlassen hatte.

„Gnädiges Fräulein", sagte einst der Anwalt bei einem solchen ihn tief erschütternden Ausbruch ihres Dankgefühls, „was ich für Sie thue ist nichts als meine Pflicht. Wollte nur der Himmel, ich könnte mehr für Sie thun! Aber ist mir dieß Glück auch versagt, so sehen Sie mich doch, wenn Sie mich dessen nicht unwürdig finden, als einen Bruder an, und vertrauen Sie mir, was so sichtbar auf ihren Herzen lastet."

Er erlangte leicht, was er begehrte, denn Rosalindens Herz war zu voll, um sich länger zu halten: es strömte über, und um so heftiger je plötzlicher sich die Banden lös'ten.

„Ohne Aeltern — ohne Verwandten — ohne Freunde — das einzige Herz, das für mich fühlte, im modernden Grabe — ohne Vermögen — was soll ich in der Welt!" rief ich aus. Wo ich mich hinwende haucht mich Eiseskälte an; wo ich in meiner hülflosen Lage Rath hoffe, wird

mir

mir ein bedeutungsleeres Achselzucken; — die Gespielinnen meiner Jugend — ach! ihr Bedauern kränkt mich oft tiefer als alles. — Wär' ich katholisch, ich würde in ein Kloster gehen; aber wo finde ich eine Zuflucht?"

Robert, so hieß der Anwalt, war innig bewegt. „Wenn Sie eine Freistadt suchen," sagte er endlich, um den Kummer, der jetzt zu schwer auf Ihrem Herzen liegt, auszuweinen, und wenn Sie die große Welt, in welcher Sie aufwuchsen, nicht zu sehr vermissen werden; so biete ich Ihnen bei meinem ältern Bruder, einem Landpfarrer am Rheine, ein ruhiges und anmuthiges Plätzchen an, wo Sie im einfachen Kreise herzlich guter Menschen den Glauben an die Menschheit wieder finden werden, der jetzt im Augenblicke des Schmerzens von Ihnen gewichen ist." —

Das war ein Sonnenstrahl durch die Nacht, die Rosalindens Herz umwölkte. Sie überließ die Einrichtung unbedingt dem redlichen Anwalde, und fühlte sich bald heimisch in dem einfachen Kreise zu Friedheim, der ganz so war, wie ihr Beschützer ihr verkündet hatte. Am Busen der Natur, die hier in der lieblichsten Fülle sie umblühte, am Herzen einer Freundin, die sie bald in der einige Jahre ältern Gattin des Pfarrers

fand

fand, in dem Geistesgenusse, den ihr die hohe Bildung des Pfarrers selbst gewährte, und umweht von frommer Andacht, die von dem würdigen Priester Gottes ausging, und über alles was ihn umgab einen milden Zauber verbreitete, der die irdischen Sorgen leicht löste und die irdischen Freuden veredelte, fand sie bald Fassung und Ruhe, und nichts blieb ihr zu wünschen übrig, als daß diese Lage sich nie ändern möchte. Dieß dünkte ihrem Herzen das Element, dem es angehöre. Die gutgearteten Kinder, in welchen sie die eigene Unschuld fand, dienten nicht wenig dazu, sie an die liebenswürdige Familie zu ketten, und so entstand der Entschluß, daß man sich nicht wieder trennen wollte. Rosalinde sollte die Erziehung der Kinder übernehmen, da die Pfarrerin durch die ziemlich weitläufige Haushaltung zu sehr beschäftigt wurde und auch, obwohl nicht an Herzensgüte, doch an Ausbildung der Freundin nachstand.

Niemand freute dieser Entschluß mehr als Robert, der, wenn seine überhäuften Geschäfte es nur irgend zuließen, die Glücklichen in Friedheim besuchte, und dessen Herz an dem lieblichen Wesen, das ihn als seinen Retter pries, einen Antheil nahm, den seine Vernunft so viel als mög-

möglich zu zügeln suchte. Er war gerade anwesend, als die Anordnung getroffen wurde; ja er war selbst die Mittelsperson. Er hatte Rosalinden die Berechnung der Erbschaft überbracht. Einige tausend Gulden war alles, was er für sie hatte herausbringen können. Er war zu ihrem Vormunde gerichtlich bestimmt, und überlegte nun mit ihr, was sie anzufangen habe. Nur mit Stottern konnte er ihr mittheilen, daß sich ihr ein Platz als Gesellschafterin, oder vielmehr Erzieherin in einer der Familien, mit welchem sie ehemals in Verbindung gestanden, darbot; daß sie aber dann auch, und wahrscheinlich für immer — diese Gegend verlassen müsse, da die Familie nach einer entlegenen Residenz eines andern Reiches sich versetze. — Dem widerstrebte Rosalindens Herz. Alle ihre ehemaligen Bekannten waren ihr zuwider, die Verhältnisse der großen Welt eckelten sie an, und sie selbst entwarf den Plan, die Zinsen ihres geringen Vermögens in die Haushaltung des würdigen Pfarrers zu geben, und als ein Glied seiner Familie in ihrem Kreise zu bleiben. Robert hielt es für Pflicht, so sehr dieser Plan im Geheim mit seinen Wünschen übereinstimmte, ihr Gegenvorstellungen zu machen. Ihre Geburt,

ihre

ihre Schönheit und ihre Ausbildung, meynte er, gäben ihr Ansprüche auf ein glänzenders Glück, als sie in einer so beschränkten und einfachen Lage hoffen könne.

„Leichter findet sich," sagte er mit einer Stimme, der er die Festigkeit zu geben suchte, die seinem Herzen mangelte, „in dem Verhältniß, das ich Ihnen anbiete, der Mann, der die Ungerechtigkeit des Schicksals gegen Sie auszugleichen im Stande ist."

„Was mir werden soll," erwiederte Rosalinde, „wird mir doch. Ich muß Ihnen nur gestehen, lieber Vormund, daß ich ein wenig Fatalistin bin. Suchen Sie nur ihren Bruder und seine Frau zu überreden, daß sie mich behalten; will denn das Schicksal mich mit einem Manne beglücken, der das gewaltige Unrecht, das es nach Ihren Worten mir gethan hat, wieder gut macht, so wird es ihn auch hierher zu bringen wissen: nachlaufen mag ich ihm nun eben nicht."

„Bei meinem Bruder und meiner Schwägerin bedarf es der Ueberredung nicht," versetzte Robert. „Wer Ihnen einmal nahe gewesen ist," sagte er mit einem Feuer, das für einen Rechtsfreund und Vormund beinahe zu glühend war, „wie

„wie könnte der sich jemals wieder von Ihnen trennen wollen, und es bedarf“, fügte er besonnen hinzu, „dabei Ihrer Zinsen nicht.“ Darauf aber bestand Rosalinde ausdrücklich, und als Robert immer noch nicht darein willigen wollte, sagte sie endlich: Haben Sie nicht so viele Bedenklichkeiten, lieber Vormund, oder ich muß glauben, daß Sie mich nicht würdig finden, in Ihrer Familie zu bleiben.“

Hier hätte der gute Robert beinahe seine schwer erhaltene Fassung verloren; sein guter Genius aber, wenigstens hielt er ihn dafür, flüsterte ihm zu: Du bist ein Bürgerlicher, kannst ihr kein ihrer würdiges Schicksal anbieten; wenn du ihr dein Herz aufschlößest, würde sie wohl an deinen Gefühlen Theil nehmen wollen? — und er verließ sie schnell, um mit Bruder und Schwägerin zu sprechen. Die Sache war bald in Ordnung gebracht, Rosalindens Bedingung wurde, obgleich mit Weigerung, doch endlich angenommen, und Robert begab sich beruhigter auf den Rückweg, als er auf dem Herwege gewesen war, wo es ihm gedünkt hatte, als überbringe er sein eigenes Todesurtheil, denn ob er's gleich sich selbst nicht gestehen wollte, so nährte sein Herz im Grunde

doch die Hoffnung: in diesem Kreise wird sie dir vielleicht erhalten, bis du durch Fleiß und Glück in den Stand gesetzt bist, ihr deine Hand anzubieten; wenn sie dir ihre Geburt aufopfert, so muß sie dafür wenigstens Lebensglück zum Erfolg aus deiner Hand empfangen.

Das Schicksal schien es aber anders gefügt zu haben, und es wurde wahr, was Rosalinde ihm im Scherz geantwortet hatte, es wußte den Mann in ihre Abgeschiedenheit zu bringen, der für sie bestimmt schien, und der sich gerade nur in dieser Abgeschiedenheit ihr nähern konnte. Eine sternhelle warme Frühlingsnacht hielt den Pfarrer, seine Frau und Rosalinden noch in traulichen Gesprächen vor der rebbelaubten Pfarrwohnung, die auf einer Anhöhe stand, an deren Fuß der Rhein sanft vorüberwallte. Die Ruhe, die auf der Landschaft lag, und die nur vom leisen Wogenschlage des Flußes reizend unterbrochen wurde, stimmte die reinen Gemüther feierlich. Rosalinde begleitete mit der Guitarre den reinen Ton ihrer Silberstimme, die einen Hymnus an die hehre Nacht feierte, in dessen Endstrophen ihre gesangkundigen Freunde einstimmten. — Plötzlich fielen auf dem jenseitigen Ufer mehrere Schüsse, ein verworrenes Geschrei tönte von der dortigen Landstraße zu

ihnen

ihnen herüber ... ihre Herzen erbebten: es ging das Gerücht, daß es seit einiger Zeit jenseits sehr unsicher sey, indem eine beträchtliche Räuberbande in der Gegend hause.

„Die Unglücklichen!" rief der Pfarrer. — „Könnten wir ihnen zu Hülfe kommen. — Aber wollten wir auch übersetzen, wir kämen zu spät. Zu welch' einem reißenden Thiere kann doch der Mensch ausarten, wenn Habsucht sein Herz ergriffen hat!"

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchten sie nach der Gegend zu, wo die Schüsse gefallen und das Geschrei ertönt war, aber sie hörten weiter nichts, und schon wollten sie mit beklommenem Herzen in's Haus gehen, als sie, jedoch von weit tiefer den Fluß hinunter, einen schwachen Ruderschlag vernahmen, der sich ihnen näherte, und bald unterschieden sie im Mondlicht einen Nachen, welcher anlegte, und aus dem ein Mann einen andern nur mit Mühe heraus hob.

„Die Unglücklichen vielleicht, die hierher flüchten," sagte Rosalinde, deren Herz in einer außerordentlichen Bewegung war, und sogleich stieg der Pfarrer die Anhöhe hinunter; die sorgsame Hausfrau aber rief den Knecht und sandte ihn ihrem Manne nach.

Die beiden Männer waren erschöpft in den Rasen gesunken. Als der Pfarrer sich nahte, schlug eine große englische Dogge, die sie bei sich hatten, an, und der eine der Männer sprang auf und hielt ihm eine Pistole entgegen und rief ihm zu: „Nicht näher, oder Ihr seyd des Todes!“ —

„Ich komme Ihnen beizustehen,“ sagte der Pfarrer, „wenn Sie etwa der Hülfe bedürfen, denn ich fürchte, Sie sind auf jener Seite von den Räubern, die seit einiger Zeit das jenseitige Ufer unsicher machen, überfallen worden, und denke, Gott hat Sie hieher in Sicherheit geführt.“

„Kommen Sie nur ohne Furcht näher,“ sagte mit einem fremden Accente der Andere, der im Grase lag und dem Hunde Ruhe gebot, „und verzeihen Sie, wenn die Scene, der wir eben entronnen sind, meinem Kammerdiener ganz die Besonnenheit geraubt hat: er wähnt sich noch unter den Händen der Räuber . . . Aber woher wissen Sie“ . . .

„Der Wind steht zu uns herüber, und wir hörten vor einer kleinen halben Stunde Schüsse fallen und ein verworrenes Geschrei auf der Landstraße, da vermuthete ich . . . Aber das war viel weiter oben, und Sie kommen . . .

„Wer

„Wer sind Sie?"

„Der Pfarrer aus dem Dorfe auf der Höhe; dort oben liegt meine Wohnung die Sie erwartet, und hier kommt mein Knecht, um Ihnen Beistand zu leisten, wenn Sie dessen bedürfen."

„Ja wohl!" ächzte der im Grase. „Ein Schuß in den Schenkel macht mir das Gehen unmöglich; wenn Sie sich also unser großmüthig annehmen wollen ... „Harry," befahl er seinem Begleiter, „trage mit dem guten Menschen den Koffer und die Sachen aus dem Kahn hinauf, und dann kehre zurück und hilf mir.

Ich bin so glücklich gewesen, fuhr er gegen den Pfarrer fort, „das Nothwendigste wenigstens vor den Räubern zu retten. Ihnen den ganzen schrecklichen Vorfall zu erzählen, bin ich jetzt nicht fähig: die Wunde schmerzt mich zu sehr, und ich bin nicht bei gehöriger Besonnenheit. Ich mache von Ihrem großmüthigen Anerbieten Gebrauch und versichere Sie, daß Sie sich keinem Undankbaren verpflichten."

„Ich gedenke nur meiner Pflicht als Mensch und Christ!" sagte der Pfarrer.

Aber der Knecht kam vom Kahne zurück und versicherte, es könnten den schweren Koffer unmöglich zwei Menschen hinauf bringen, er müsse Leute aus dem Dorfe dazu nehmen. Dem widersetzte sich der Verwundete, indem er meynte,

das

das mache zu viel Aufsehen, und der Pfarrer gebot dem Knecht nur eine Tragbahre zu holen, wo man den Koffer hinaufsetzen könne, und wenn er und eine Magd noch mit anfaßten, würde es wohl gehen. Er lud unterdeß den Verwundeten ein, sich auf ihn zu stützen, um die Anhöhe hinauf zu kommen. Dieser versuchte es, die Schmerzen waren jedoch zu heftig, als daß er nur einen Schritt hätte machen können; es mußte der Kammerdiener herbei, und so auf zwei Personen gestützt, erreichte er langsam die Höhe: der Hund aber wurde von dem Kammerdiener angewiesen, bei den Sachen zu bleiben.

Die Frauen waren oben in einer seltsamen Bewegung. Die Annäherung eines eben aus den Händen von Räubern und Mördern Entronnenen, hatte für sie etwas schauderhaftes, und erfüllte zugleich ihr Herz mit dem innigsten Mitleid. Sie gingen den langsam sich Nähernden entgegen, und bezeigten dem Verwundeten ihr herzliches Bedauern. Die Gastbetten waren bereits aufgedeckt, und die menschenfreundlichste Theilnahme und Aufmerksamkeit suchte die Unglücklichen für den erlebten Unfall einigermaßen schadlos zu halten. Der Fremde bedauerte die Ungelegenheit, die er ver-

ursachte, und beruhigte die Frauen über die Wunde, die nicht gefährlich sey, und nach wenigen Tagen der Ruhe und Pflege gewiß geheilt seyn würde. Er pries sein Geschick glücklich, daß es ihn mit so trefflichen Menschen in Verbinduug bringe. Sein schöner Wuchs, sein männliches Gesicht, dessen Züge durch die Blässe gemildert wurden, ein feuriges Auge und ein feiner Anstand sprachen sehr zu seinem Vortheil, und sein ausländischer Accent erweckte noch mehr Bedauern, daß einem Fremden in Deutschland ein solcher Unfall begegnet sey. Weniger als der Herr aber gefiel der Kammerdiener, in dessen Physiognomie ein Gemisch von Wildheit und Unsicherheit lag, das nicht den angenehmsten Eindruck machte. Er war ein Irländer; drückte sich aber ziemlich gut im Deutschen aus.

Jetzt wurden die Sachen heraufgeschafft. Ein ziemlich schwerer Koffer, ein rothsaffianes Reiseportefeuille, ein blutbefleckter Mantel, von dem Hunde treulich begleitet, wurden in das Gastzimmer getragen.

Der Pfarrer wollte aus dem nächsten Städtchen einen Wundarzt holen lassen, allein der Fremde wies dies als ganz unnöthig zurück, da sein Kammerdiener selbst ein gelernter Wund-

arzt

arzt sey, und bedauerte nur, daß seine Erschöpfung es ihm unmöglich mache, sein Abenteuer schon jetzt mitzutheilen. Man fand dieß sehr natürlich, und erlaubte sich nicht einmal die Frage nach seinem Namen und Stande, sondern war nur besorgt, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen möchte.

Das Abenteuer war aber an sich zu seltsam, als daß das Gemüth sich zum ruhigen Schlaf hätte sammeln können. Besonders hatte die Erscheinung des Verwundeten auf Rosalinden einen Eindruck gemacht, der durch die Umstände, selbst durch die Ungewißheit, in welcher sie seinetwegen schwebte, sich ganz ihrer Phantasie, wenn nicht ihres Herzens bemächtigte. Sie fand in ihm einen Gegenstand ihrer innigsten Theilnahme, und überließ sich diesem verführerischen Gefühle vielleicht etwas zu unbesorgt; ja es erstreckte sich sogar auf seinen Begleiter, den furchtbaren Hund, der, wo er ging, eine blutige Spur hinter sich ließ. Anfänglich glaubte Rosalinde, es sey das Blut des Fremdlings, allein bald bemerkte sie, daß der Hund es verlor: er ward verwundet. Da überwand sie die Furcht, sie näherte sich ihm, er blickte sie aus so gescheuten Augen an, sie wagte es ihn zu streicheln, und er schien sie durch sein Lecken auf

seine

seine Wunde aufmerksam machen zu wollen. Sie holte schnell einige alte Leinewand, tauchte sie in Oel und legte einen Verband ihm an, während er sich wie ein Lamm zu ihren Füßen schmiegte, und sie gewähren ließ. Es hatte ihn ein Streifschuß, der aber nicht tief ging, an den Hals getroffen.

Das Schicksal schien ihre Gefühle rechtfertigen zu wollen. Am andern Morgen ließ der Fremde den Pfarrer zu sich bitten. Er lag auf dem Sopha.

„Ich bin schuldig," redete er seinen Wirth an, „Ihnen zu sagen, wem Sie großmüthig eine Freistatt in Ihrem Hause vergönnt haben, und Ihnen den unglücklichen Umstand mitzutheilen, der mich zu Ihnen geführt hat. Ich bin ein Engländer, Baronet Lindsay, wie Sie aus diesen Papieren ersehen werden, und bin auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien begriffen. Mich begleitete ein Jugendfreund und weitläuftiger Verwandter, mit dem ich früher in Amerika gedient habe. Wir wurden gestern in der Nacht auf der Landstraße überfallen, mein Vetter und Freund wurde an meiner Seite durch einen Pistolenschuß getödtet, ich selbst wurde in den Schenkel verwundet; aber es gelang mir, mit Hülfe meines Kammerdieners die Räuber

zu verjagen, nachdem ich einen zu Boden gestreckt, und mein Hund einen zweiten niedergerissen hatte. Auch der Postillion war erschossen, und da wir uns auf der Landstraße, wo kein Ort in der Nähe war, nicht für sicher hielten, daß die Räuber nicht stärker zurück kehrten, so brachten wir das Nothwendigste mit vieler Mühe tiefer den Fluß hinunter, an eine von dem Schauplatz des Anfalls entfernte Stelle. Wir fanden glücklicherweise einen Fischerkahn, in welchem wir uns hierher retteten und den ich bereits durch meinen Kammerdiener wieder an seine Stelle gesandt habe, indem dieser jetzt in der Residenz die gehörige Anzeige machen, von meinem Wagen Erkundigung einziehn, und auch einige Briefe, welche ich daselbst abzugeben habe, besorgen soll, damit man meinetwegen außer Sorgen ist." Er nannte einige der höchsten Personen, den englischen Residenten dort, und eins der ansehnlichsten Handelshäuser, an welche er adressirt war. — „Erlauben Sie nun, daß ich unter Ihrem gastfreundlichen Dache bis zur Rückkunft meines Kammerdieners verweile, der wahrscheinlich nicht lange ausbleiben wird."

„Verweilen Sie, so lange es ihnen gutdünkt," erwiederte der Pfarrer, „und sehen

Sie mein Haus als das Ihrige an. Und wie steht es mit Ihrer Wunde?"

„Sie ist sehr unbedeutend," versetzte der Baronet; „es war nur der erste Schmerz und die Erhitzung bei dem Retten meiner Sachen, was mich gestern zu sehr angegriffen hatte."

Die Unterredung wurde jetzt allgemeiner: sie betraf mit die schönen Rheingegenden denen er den Vorzug vor den schönsten Gegenden Englands einräumte. Er drückte sich ziemlich geläufig im Deutschen aus, und auf die Frage, wo er es erlernt habe, antwortete er: in Amerika.

„In Amerika?" sagte der Pfarrer, „haben Sie dort vielleicht zufällig einen Obersten Ramsay unter den hessischen Truppen gekannt?

„Oberst Ramsay, der bei Charlestown fiel? Ja wohl habe ich den gekannt, "erwiederte der Baronet; „war er vielleicht aus dieser Gegend?"

„Das nicht," versetzte der Pfarrer; „allein es hält sich eine Tochter des Obersten hier in ländlicher Einsamkeit in meinem Hause auf."

„Dann ist sie die Tochter eines sehr braven Mannes," sagte der Baronet. „Ich erinnere mich seiner noch sehr gut. Ich war nicht längst zum Regimente gekommen. Er rettete mit sei-

nem Leben unser ganzes Corps, das in der Nacht überfallen werden sollte. Aber wie kommt seine Tochter hierher?"

„Der frühe Tod ihres Vaters und ihrer Mutter, und noch kürzlich der Tod einer Tante, von der sie ist erzogen worden, machen ihr die Einsamkeit hier lieb."

„War sie vielleicht eine von den jungen Frauenzimmern, die ich gestern sahe?"

„Die größte von ihnen."

„Die sich meines Hundes so mitleidig angenommen hat?"

„Eben die."

„Ich bin erschrocken," sagte der Baronet, „als ich bemerkte, daß er verbunden war, und mein Harry nichts davon wissen wollte. Ich hatte in der ersten Verwirrung an seine Verwundung nicht gedacht, und schaudere noch, wenn ich denke, daß ein Anderer, als ich oder Harry, es gewagt hat, ihn anzurühren."

„Auch das Thier hat ein Gefühl für Erbarmen," erwiederte der Pfarrer. „Wie sehr wird sich aber die gute Rosalinde freuen, einen Kriegsgefährten ihres Vaters zu sprechen ... vielleicht selbst einen Augenzeugen seines Todes?"

„Das nicht; ich stand gerade beim Hauptcorps. Aber ich brenne vor Begierde, die

Toch-

Tochter eines so würdigen Kriegers näher kennen zu lernen. Warum muß meine Wunde, die ich durch Anstrengung nicht verschlimmern mag, mich heute des Vergnügens berauben ... Und das andere junge Frauenzimmer war?"

„War meine Frau," versetzte der Pfarrer.

„Sie schienen beide so viel Antheil an meinem Unfall zu nehmen ... Meine Wunde vergönnt es mir vielleicht doch, die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. — Darf ich Sie bitten, lieber Herr Pfarrer, mir die Erlaubniß auszuwirken." —

Der Pfarrer wollte nicht zugeben, daß er vor der Ankunft seines heilkundigen Kammerdieners einen Schritt aus dem Zimmer gehe, sondern er ging hin, die beiden Frauen herbei zu holen. — Beide brannten vor Begierde nach näherer Nachricht von ihrem Gaste, und folgten willig. Der Pfarrer hatte Rosalinden darauf vorbereitet, daß der Zufall ihr einen Bekannten ihres Vaters zugeführt habe, und höher klopfte ihr Herz, und höher färbten sich die Rosen ihrer Wangen als sie eintrat. Der Hund sprang ihr sogleich freudig entgegen, und wand sich schmeichelnd um ihre Füße. Der Baronet war überrascht bei ihrem Anblick.

„Alles huldigt Ihnen, mein Fräulein,"

sag-

sagte er; Schönheit und Großmuth zähmen die wildesten Herzen. Wenn ein vernunftloses Thier ihre Gewalt empfindet, was müssen sie dann über den Menschen nicht vermögen."

Er sagte dieß zu den beiden Frauen mit einer gewissen Schüchternheit, die seinem Benehmen etwas ungemein zartes lieh, und auf beiden, besonders aber auf Rosalinden, den günstigsten Eindruck machte. Gewohnt, wie's schien, einen Vortheil nicht leicht aus den Händen zu lassen, berührte bald der Baronet, was vorzüglich in ihm den Wunsch erregt habe, eine so interessante Bekanntschaft zu machen, und da dieß die erste umständlichere Nachricht war, die sie von ihrem Vater und seinem Tode erhielt, so ging ein Theil des Antheils, den das Kindesgefühl ihr einflößte, auf den Ueberbringer über. Die Unterhaltung wurde bald lebhaft. Sie fiel auch auf den gestrigen Unfall. Der Baronet wiederholte den Frauen die Erzählung, wie er sie dem Pfarrer gemacht hatte. Als er seines erschossenen Freundes erwähnte, wurde sein ohnedieß bleiches Antlitz noch bleicher, und er ging so flüchtig darüber hinweg, daß seine Zuhörer es für unzart hielten, sich nach diesem Freunde, dessen Andenken ihrem Gast so schmerzhaft schien, näher zu erkundigen. —

Da

Da der Baronet sich nach seinen Umständen ziemlich wohl befand, so wurde auf seine Bitte beschlossen, zu seiner Erheiterung um ihn zu bleiben, und es zeigte sich bald, wie wirksam Rosalindens Nähe war. — So verging dieser Tag sehr schnell, und man schied am Abend fast wie alte Bekannten, zu denen der Fingal (so hieß der Hund) sich auch zu rechnen schien, denn er war nicht von Rosalindens Füßen gewichen, hatte sich von ihr von Neuem verbinden lassen, und nahm gern den Bissen aus ihrer Hand, den sie ihm darbot. — Auch der folgende Tag schwand in traulicher Unterhaltung hin. Am dritten Morgen fanden sie den Baronet bereits im Zimmer am Stocke herumhinken, und auch dieser schwand gleich den vorigen nicht unangenehm hin; als aber am Abende der Kammerdiener noch nicht zurück war, wurde der Baronet unruhig zerstreut — und verbreitete um sich eine Aengstlichkeit, die zuletzt selbst peinlich wurde. Der Pfarrer erbot sich am folgenden Morgen, wenn er noch nicht da wäre, einen Boten zur Residenz zu senden, um Erkundigung von ihm einzuziehen; allein sein Gast erklärte, daß es nöthig seyn würde, er begebe sich in diesem Falle selbst dahin. Doch die Unruhe schien auf seine Wunde zu

wirken, das Fieber fand sich heftiger ein, man wurde um ihn besorgt, und er mußte endlich dem Drängen der guten Leute nachgeben, einen Wundarzt aus dem nächsten Orte herbeikommen zu lassen. — Dieser fand die Wunde etwas erhitzt, legte einen neuen Verband um, und empfahl Ruhe. — Endlich gegen Mittag des andern Tages, als der Baronet schon Anstalten treffen ließ, sich auf den Weg zu machen, kam der Kammerdiener in Begleitung eines fürstlichen Kammerjägers an, der dem Baronet seines Herrn Bedauern über den Unfall auf seinem Gebiete bezeugte, und ihn zur Residenz einlud. Dieß und die Nachrichten, welche der Kammerdiener nebst einem Briefe des Residenten mitbrachte, beruhigten den Baronet völlig, und er wurde heiterer, als er gewesen war. Sein Wagen war eingebracht worden, man hatte die Spur der Räuber verfolgt, doch bis jetzt ohne Erfolg. Der Körper seines Vetters war im Wagen beraubt gefunden, und man erwartete jetzt den Befehl des Baronet zur Beerdigung. Dieser fürchtete den Anblick des Ermordeten nicht ertragen zu können, und beschloß noch einige Tage zu Friedheim, in einem Kreise, der, wie er sagte, seinem Herzen so theuer geworden war, zuzubringen, während

Har-

Harry morgen mit dem frühesten zurückkehren, und die Beerdigung besorgen sollte. — Dieß geschah, und als nach einigen Tagen Harry mit einer leichten Postkalesche wieder kam, um seinen Herrn und dessen Sachen abzuholen, war es den guten Bewohnern des Pfarrhauses, als schiede ein geliebter Verwandter von ihnen, und in Rosalindens Busen flüsterte eine Stimme, daß er ihrem Herzen wohl noch mehr sey. Der Baronet schien nicht weniger bewegt. Er dankte mit Innigkeit für die empfangene Gastfreundschaft und Pflege, und drang dem Pfarrer eine Summe auf, als Entschädigung für die verursachten Kosten, welche diesen eine hohe Meinung von seinem Reichthum und seiner Freigebigkeit beibringen mußte; Rosalinde aber, die Tochter seines Kriegskameraden, mußte sich dazu verstehen, einen Ring von bedeutendem Werth anzunehmen, und Alle mußten ihm die Erlaubniß geben, daß er, so lange sein Aufenthalt in dieser Gegend dauern würde, noch öfter so köstliche Stunden in ihrer Mitte verleben dürfte, ein Verlangen, das Alle mit wahrer Freude erfüllte.

„Vergessen Sie aber auch Fingal nicht, wenn Sie Ihr Versprechen erfüllen,“ sagte Rosalinde, und als ob er's verstünde, legte

Fin-

Fingal seinen Kopf auf ihren Schooß und blickte sie mit seinen klugen Augen zutraulich an, während sie ihn streichelte. Der Baronet versprach es, und als er in die Kalesche stieg und fortfuhr, mußte man Fingal mehrmals rufen, denn immer rannte er bald dem Wagen nach, bald wieder zu seiner Wohlthäterin hin. Endlich bewog ihn ein ernster Ruf seines Herrn, daß er dem Wagen nachfolgte.

Rosalinde theilte den Vorfall mit dem Fremden ihrem Vormunde mit, und obgleich ihr Gefühl sich ihr selbst hinter kindlicher Liebe und Mitleid verbarg, so wurde diesem doch unheimlich zu Muthe, als er die Theilnahme erkannte, die ihr Herz an dem Fremden nahm. Es lag eine Art Verlegenheit in der Aeußerung, daß sie ihn vielleicht bald wieder bei sich sehen würde. Uebrigens war der Straßenraub an dem reichen Engländer schon allgemein bekannt, die Zeitungen waren voll davon, der Tod seines Begleiters machte großes Aufsehen; nur wie nahe die ganze furchtbare Begebenheit ihn selbst ging, hatte Robert bis jetzt nicht geahnet.

Es verfloßen einige Wochen, und auf Friedheim war alles wieder ins gewohnte Geleise getreten, und das Abenteuer mit dem Baronet trat in den Gemüthern fast bereits in den dunklern

lern Hintergrund, als die plötzliche Erscheinung Fingals, dem eine Kalesche mit einem herrlichen Postzuge folgte, sie lebhaft wieder zurück rief. Mit einem Schrei der Ueberraschung sprang Rosalinde auf: „Der Baronet!" rief sie und wollte ihm entgegen eilen, als sie sich noch zu rechter Zeit besann und an dem Platze, wo sie sich gerade befand, Fingal streichelnd stehen blieb, um seine Ankunft zu erwarten. — Der Pfarrer war ihm entgegen gegangen.

„Wollen Sie mir vergönnen, einige glückliche Tage bei Ihnen zu verweilen?" rief ihm der Baronet zu, und erhielt die Zusicherung, daß er willkommen sey.

„Ihr Fingal hat den Weg zu Rosalinden nicht vergessen," sagte der Pfarrer lächelnd, indem er dem Baron aus der Kalesche half.

„Welch ein Herz vermöchte dieß!" erwiederte der Baronet, und drückte dem Pfarrer die Hand.

Der Ton, mit dem er dies sagte, fiel dem guten Pfarrer auf's Herz, und jetzt zum Erstenmale schoß der Gedanke in ihm auf, daß das seltsame Abenteuer seinem kleinen Kreise die geliebte Freundin leicht entführen könne. — Der Baronet war aber nicht allein; es begleitete ihn der Secretair des englischen Residenten,

Mr.

Mr. Harrison, für den er auch um freundschaftliche Aufnahme bat. Dann eilte er zu Rosalinden, die ihm einige Schritte entgegen trat. Er faßte ihre Hand und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

„Hat Fingal und sein Herr eine gütige Aufnahme zu erwarten, mein Fräulein?" fragte er, „oder wagten ihre dankbaren Herzen zu viel, sich damit zu schmeicheln?"

„Seyn Sie uns Beide in Friedheim willkommen," sagte Rosalinde erröthend, „da sie es noch nicht vergessen haben."

„Vergessen?" — stammelte halblaut der Baronet — „Sie vergessen?"

Die Annäherung des Mr. Harrison, den der Baronet ihr vorstellte, und der Pfarrerin, die von den Kindern war herbeigerufen worden, zog Rosalinden aus der Verwirrung, die sie nicht zu bemeistern vermochte. Des Baronets Worte tönten lange noch in ihrem Herzen.

Bald war alles wieder auf den alten vertraulichen Ton gestimmt. Der Baronet erzählte, wie's ihm ergangen sey; er rühmte den Beistand des englischen Residenten und besonders des gegenwärtigen Mr. Harrison in der seltsamen Verlegenheit, seines Eigenthums wieder Herr zu werden, und die ausgezeichnete Behand-

handlung des Hofes, der gesucht habe, ihm das auf fürstlichem Gebiete widerfahrne Unrecht zu vergüten. Jetzt wolle er einige Tage im Kreise seiner Wohlthäter verweilen und dann sey er gesonnen, sich nach Italien zu begeben, um dort in ländlicher Einsamkeit sich von der Erschütterung des furchtbaren Abenteuers zu erholen, Nachrichten aus England abzuwarten, und dann erst im künftigen Jahre seine Reise durch Italien und Frankreich fortzusetzen. Seinen Kammerdiener habe er vorausgesendet, ihm eine Villa in einer reizenden Gegend zu besorgen und einzurichten, da er seinen Geschmack kenne.

„Ihre schönste Zierde hoffe ich ihr aber mitzubringen,“ fügte er mit funkelndem Blicke auf Rosalinden hinzu, wenn mein Herz sich anders nicht zuviel geschmeichelt hat — Sie, liebenswürdige Rosalinde“ — und er stand auf und näherte sich der Ueberraschten — „Sie, der mein Herz beim ersten Blicke huldigte. Ich bin reich, bin frei, bin ganz mein eigener Herr. Niemand hat Ansprüche an mich, zu dessen Zeugniß unser Resident diesen Herrn“ — auf Mr. Harrison deutend — „mitzusenden die Güte gehabt hat. Sie sind frei wie ich, wie ich glaube, und ich wage es, Ihnen vor Ihren

wür-

würdigen Freunden Herz und Hand anzubieten."

Rosalinde war betäubt, wie ihre Freunde. — Wehmüthig sprang die Pfarrerin auf und schloß sie mit Thränen in ihre Arme. — Sie lehnte ihr Haupt an die treue Brust, und ihre Hand zitterte in der Hand des Baronets.

„Sie erschrecken über meinen Antrag?" — stammelte dieser, — „Sie zittern? — Wie, wär' ich Ihrem Herzen fremder, als mein Herz sich schmeichelte."

„Sie sehen," sagte der Pfarrer, „Sie sehen, wie sehr Sie uns alle überrascht haben. Vergönnen Sie uns Zeit uns zu fassen. Ein Vorschlag solcher Art erfordert Ueberlegung."

„Wenig oder keine," erwiederte der Baronet, wenn Rosalindens Herz meinen Wünschen nicht widerstrebt. Ich werbe offen und redlich um sie, allein die Umstände nöthigen mich, sie um schleunige Entscheidung meines Schicksals zu bitten. Ich muß in wenigen Tagen nach der Schweiz; ich erwarte dort Nachrichten, die bestimmen werden, ob ich nicht vielleicht statt nach Italien nach England zurück gehe. Dieß mag mich bei Ihnen und Rosalinden entschuldigen, wenn ich zudringlich scheinen muß. Ist

Rosalinde frei — liebt Rosalinde mich — was bedarf's dann noch des Bedenkens."

„Ich hange nicht ganz von mir allein ab," stammelte jetzt zitternd Rosalinde. „Ein Mann, dem ich unendlich verpflichtet bin, der Bruder dieses würdigen Mannes, hat mehr als Bruderrechte über mich; ohne seine Einwilligung" . . .

„Wie könnte Ihnen diese entstehen," fiel der Baronet ein, „wenn dieser Mann seinem Bruder gleicht und ihr Glück wünscht. Uebrigens behalte er Ihr Vermögen, ich habe genug für uns Beide, und wie sehr ich nur wünsche, Sie glücklich zu machen, davon mag dieser Ehe-Contract Ihren würdigen Freund hier überzeugen. Er ist nach englischen Rechten abgefaßt, und wenn Sie ihn unterzeichnen, so wird Mr. Harrison ihn dem Residenten überbringen, um ihm alle erforderliche Gültigkeit zu geben: aus diesem Grunde habe ich ihn gebeten, mich zu begleiten. — Der Contract selbst ist in englischer Sprache, allein es liegt eine deutsche Uebersetzung bei, der alle Gültigkeit des Originals gegeben werden soll.

Der Pfarrer öffnete das Papier: „Sie werden eine sehr reiche Frau, liebe Freundin, wenn Sie des Baronets Wünsche erfüllen; möchten Sie auch eine eben so glückliche Frau wer-

werden!" sagte er zu Rosalien, nachdem er es gelesen. Für die Einwilligung meines Bruders, der so herzlich wie wir nur Ihr Glück wünscht, glaube ich unter diesen Umständen bürgen zu können. Ihr Herz entscheide."

„O Gott — diese Uebereilung!" seufzte die Pfarrerin. — „Rosalinde!"

„Mein Gefühl," sagte Rosalinde und stand gefaßt auf, „zieht mich, ich gestehe es Ihnen erröthend, unaufhaltsam zu Ihnen hin. — Wenn Sie mich täuschen könnten, Baronet, es wär' um mich geschehen. — Doch, sey mein Loos, welches es wolle — ja, ich will die Ihrige seyn; ich will Ihnen folgen, und wär's über's Meer, und wär's in einen fremden Welttheil — und wär's in den Tod!"

„O weg mit so trüben Vorstellungen!" rief der Baronet aus, und schloß die zitternde Braut in seine Arme und drückte den ersten Kuß auf ihre Rosenlippen. „Ins Paradies der Liebe sollst du mir folgen, wo du jeden Augenblick mir mit Wonne erfüllst, uud ich jeden Augenblick nur für dich athme!

Der gute Pfarrer hielt das ganze sonderbare Gewebe für ein unmittelbares Werk der Vorsehung, welche Rosalindens Unschuld und Herzensgüte den Lohn gewähren wolle, der ihrer wür-

würdig wäre, und nach einigen Tagen, die wie in einem Rausche vorüberflogen, segnete er die beiden Liebenden in Gegenwart seiner Gattin und der durch das unerwartete Schauspiel zahlreich herbeigelockten Gemeinde vor dem Altare feierlich ein. Der englische Gesandtschafts-Sekretair war mit dem unterzeichneten Ehe-Contrakte gleich am andern Tage zurück geeilt.

Eben war die kleine Gesellschaft aus der Kirche in der Pfarrwohnung angekommen als Robert, dem Rosalinde und der Pfarrer von dem sonderbaren Ereignisse Nachricht gegeben hatten, bleich und verstört ins Pfarrhaus trat, und als er vernahm, daß er zu spät komme, faßte ihn ein Schwindel, daß er beinahe ohnmächtig hingesunken wäre. Man sprang ihm bei; er erholte sich.

„So habe ich hier nichts mehr zu thun!“ sagte er, und verlangte, daß sein Pferd sogleich wieder vor das Hinterthor geführt würde.

„Was ist dir Bruder?“ rief erschrocken der Pfarrer.

„Ich kann hier nicht länger weilen,“ versetzte Robert. — „Sie hat ohne mich gewählt. — Sie bedarf meiner nicht!“

„Wie unrecht thust du Rosalinden,“ erwiederte der Pfarrer. — „Nicht sie — nur die

Umstände — und wie konnten wir glauben, daß du gegen eine Verbindung etwas würdest einzuwenden haben, die unsrer Freundin ein Glück bereitet, wie wir es ihr wohl wünschten, aber kaum für sie zu hoffen wagten."

„Macht denn nur Geld glücklich?" rief Robert. — Ja reich und angesehen ist Baronet Lindsay freilich. —

„Und ein edler Mann!"

„Das gebe Gott!" sagte Robert. Davon wollte ich mich überzeugen, denn Euer Blick ist umnebelt; dies trieb mich unwiderstehlich mit Höllenangst hierher und — ich komme zu spät, — Rosalinde ist bereits.... Nun Gottes Segen auf sie; aber mich laßt fort: ich kann — ich will sie nicht sehen. Verschweige ihr, daß ich hier war. — Wenn du deinen Bruder liebst, Franz, so höre seine Bitte. — Ich will ihr einige Zeilen über ihre Angelegenheiten schreiben: diese giebst du ihr, wenn ich fort bin, als hättest du sie aus.... von mir empfangen."

Der gute Pfarrer sah seinen Bruder in einem Aufruhr, wie er den gesetzten Geschäftsmann nie gesehen hatte. Ihm ahnete, was in seinem Herzen vorging. — Er bedauerte ihn, sah aber wohl ein, daß unter diesen Umständen

es das Rathsamste wäre, ein Zusammentreffen zu vermeiden, das nichts anders bewirken konnte, als das Herz seines unglücklichen Bruders noch mehr zu zerreissen. Er willigte also darein, daß Robert, nachdem er wenige Zeilen an Rosalinden versiegelt hatte, sich von ihr ungesehen entfernte.

Rosalinde war unterdeß, ohne zu ahnen, was wenige Schritte von ihr vorging, mit dem Manne, dem sie das ganze Glück ihres Lebens anvertraut hatte, allein, und überließ sich dem süßen Wahne ihres Herzens. Da wurde der Baronet durch die Ankunft des mit allen Förmlichkeiten durch den englischen Residenten vollzogenen Ehe-Contraktes und seines Reisewagens abgerufen, und der Pfarrer trat ziemlich verstört herein und überreichte ihr den Brief seines Bruders, den er eben durch einen Boten erhalten haben wollte.

„Mein Gott!" rief Rosalinde erschrocken, „was ist Ihnen, mein würdiger Freund? Ueberbringen Sie mir schlimme Nachrichten?"

„Die herzlichsten Wünsche für ihr Glück, Rosalinde," erwiederte der Pfarrer. „Verzeihen Sie nur Ihren Freunden, wenn dieß ihre Herzen mit einiger Besorgniß erfüllt. — Wir

 hät-

hätten doch Roberts Meinung über Ihre Verbindung abwarten sollen."

„Mißbilligt er sie?" fragte Rosalinde bestürzt.

„Das nicht," versetzte der Pfarrer, „doch — er kennt den Baronet nicht, wie wir — ihn wenigstens zu kennen glauben. O Rosalinde!" sagte er bewegt, und ergriff ihre beiden Hände, „niemals — niemals würde ich mir's verzeihen, wenn die schnelle Knüpfung dieses Bandes sich je als eine Uebereilung auswiese, wenn unsre arglosen Herzen uns getäuscht hätten, wenn Sie dem Scheine vielleicht ein stilleres aber wahreres Glück aufgeopfert hätten!"

„Woher diese Zweifel?" fragte Rosalinde erbleichend.

„Kein Zweifel," erwiederte der Pfarrer, „nur eine augenblickliche Empfindung, die sich auch wohl auf nichts gründet. Lassen Sie sich die Heiterkeit Ihres Glücks dadurch nicht trüben. Lesen Sie meines Bruders Brief, und haben Sie etwas darauf zu erwiedern, so geschehe es bald, da der Reisewagen angekommen ist, und der Baronet Sie uns morgen schon entführen will."

„Nie entführt er mich Ihnen," sagte Ro-

salinde mit Innigkeit. — „Sie haben sich zu viele Rechte auf mein Herz erworben, als daß dieser Ausdruck passen könnte.“

Sie erbrach den Brief und fand darin den Glückwunsch zu ihrer Vermählung, aber zugleich die Erklärung, daß er als Vormund das Anerbieten des Baronets, ihr kleines Vermögen unangetastet zu lassen, annehmen müsse: es bleibe bis zu ihrer Volljährigkeit in seinen treuen Händen. Für den Belauf der fälligen und der künftigjährigen Zinsen lag eine Anweisung, in Bern zahlbar, bei. Diese Zeilen, so einfach sie auch lauteten, machten auf Rosalinden einen sonderbaren Eindruck. Es war sichtbar, daß die Hand gezittert hatte, welche sie schrieb; sie glaubte eine Thräne auf einem verloschenen Zuge zu erkennen, und eine innere Rührung drängte eine Thräne auch aus ihrem Auge auf dieselbe Stelle. Die Anweisung wollte sie dem würdigen Pfarrer aufdringen, allein dieser wies sie bestimmt zurück, und eben so wenig konnte sie ihre Freundin zur Annahme bewegen. Sie theilte den Brief ihrem Gemahl mit, der ihn flüchtig las und erklärte, er sey mit allem zufrieden. Er überreichte ihr dagegen den Ehe-Contract. — Aber die vorige herzliche Stimmung war aus dem kleinen Kreise ver-

verschwunden. Der Anblick des Bruders und das geahnte Geheimniß seines Herzens hatten den guten Pfarrer zu tief ergriffen; ja es regte sich, ihm unerklärbar, ein heimlicher Widerwillen gegen den Baronet, den er zum Erstenmale mit einem argwöhnischen Blicke betrachtete, und der, so wollte es ihm wenigstens bedünken, diesem Blicke betroffen auszuweichen suchte. Die Pfarrerin aber trauerte über die bevorstehende unerwartete Trennung von der Freundin, die Kinder saßen betrübt da, und Rosalinde fühlte eine ungewohnte Bangigkeit. So schlich der Abend eines Tages, der mit dem fröhlichsten Sonnenscheine begonnen hatte, trübe vorüber, und als der Baronet mit seiner jungen Gemahlin allein war, suchte er sie zu überreden, die Schmerzen der Trennung sich und ihren Freunden zu ersparen.

„Ich werde,“ sagte er, „den Wagen unten am Ufer halten lassen, wir setzen uns eine Stunde vor der bestimmten ein, und machen uns Allen das Herz nicht durch den Abschied schwer.“

Rosalinde willigte nach einiger Weigerung ein, und kaum brach der Tag an, so verließ sie am Arme ihres Gemahls die Freistätte, in welcher ihr so treue Herzen glühten, in der sie so

wonne=

wonnevolle Tage verlebt hatte. Mit einer dankbaren Thräne schweifte ihr Blick über alle die Gegenstände hin, welche ihr so manchen traulichen Augenblick, so manches schöne Verhältniß zurückriefen, und als sie unten an der Anhöhe war, sank sie auf ihre Knie und erhob ihre Hände zu dem Pfarrhause auf und brach in ein lautes Schluchzen aus. Postillion und Bediente standen bewegt da; der Baronet aber nahm mit einiger Hast Rosalinden in seine Arme, hob sie in den Wagen, und auf seinen Wink rollte dieser schnell davon. Ein Jokey war zurückgelassen mit reichen Beweisen der Erkenntlichkeit des Baronets, denen Rosalinde eine ihrer reichen Haarlocken für ihre Freundin beigelegt hatte, und mit einer Entschuldigung über ihr frühes Verschwinden. — Wie traurig war das Erwachen der Hinterbliebenen im Pfarrhause, das ihnen verödet vorkam als sie die Stelle leer fanden, die ein für ihr Herz so liebliches Wesen erfüllt hatte.

Unterdessen ging die Reise schnell vorwärts. Der Baronet hatte beschlossen, erst in Zürich Halt zu machen, und man vergönnte sich kaum Zeit zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse: überall waren die Pferde voraus bestellt, sie wurden nur angelegt und so ging es wei-

ter. Ziemlich erschöpft kam Rosalinde in Zürich an. Hier fand der Baronet Briefe von seinem Kammerdiener vor, welche ihn bestimmten, so schnell als möglich seine Reise fortzusetzen. Zur größern Bequemlichkeit beredete er aber Rosalinden, die weibliche Kleidung mit einer männlichen zu vertauschen, wozu sich diese, obgleich nicht ohne Widerwillen, endlich verstand. Dieß hielt ihn einige Tage in Zürich zurück, die er zu einigen Ausfluchten mit Rosalinden in die reizenden Umgebungen anwandte. Welch einen Eindruck machte dieser liebliche Vorgrund der Schweiz auf ihr, für jeden Anklange der Natur empfängliches Herz; wie freute sie sich darauf, den Wolkenvorhang zu durchdringen, der ihrem Auge noch die höhern Schönheiten des Wunderlandes verhüllte, und von denen nur einzelne erhabene Formen unter dem Schleier geisterhaft hervortraten! Allein ihr wurde von ihrem Gemahl nur ein flüchtiger Blick dessen vergönnt, was die Landstraße gerade darbietet, und bald traten sie in die hehre, aber oft wilde und düstre Natur von Graubünten, das alle Schönheiten und alle Schauder der Schweiz in sich vereinigt. — In Ilanz war es, wo der Baronet anhielt, und von wo aus, wie er sagte, ehe sie nach Italien übergingen, sie erst das

Land

Land näher kennen lernen wollten. Er beredete Rosalinden, die Reise in das Gebirge auf einem sichern Maulthiere zurück zu legen. Auf einem dieser Streifzüge geleitete sie ihr Führer tief ins Gebirge hinein. Hier gehen einzelne schmale Pfade auf Anhöhen, auf welchen die Trümmer alter Burgen prangen, über die sich die ewigen Schneegebirge wie Riesen erheben: reißende Waldströme stürzen durch ungeheure Spalten in gräßliche Tiefen, dem Rheine zu, und der Weg windet sich oft neben Felswänden vorbei, die sich furchtbar in unabsehbarer Höhe darüber wölben. Es eröffnen sich mehrere Seitenthäler, die meistens von Schneebergen geschloßen werden. — In eines dieser Thäler bog der Führer ein, und es bot sich Rosalindens von allem um sie her schwindelnden Blikken hier auf einer bedeutenden einsamen und ziemlich steilen Anhöhe ein alterthümliches noch bewohnbares Schloß dar, dessen altgothischer Bau mit den von einem tiefen Graben umschlossenen hohen Mauern ihr einen Schauer einflößte. Der Pfad wand sich in sanftern Schwingungen die Anhöhe hinauf, und führte über eine Zugbrücke in das tiefgewölbte Thor.

„Mein Gott!“ sagte Rosalinde mit ängstlicher Miene, als sie hinein ritt, „das sieht ja einem wahren Raubneste ähnlich!“

„Du

„Du weißt,“ erwiederte der Baronet fast höhnisch lächelnd, „wir Engländer haben zuweilen den Spleen und für den ist das Raubnest wie gemacht.“

Aber welche Ueberraschung für Rosalinden, als sie unter einer zahlreichen Dienerschaft, Harry, den Kammerdiener ihres Gemahls, der eben nicht ihr Liebling war und den sie in Italien glaubte, ihm entgegen treten und vom Rosse helfen sah. Sie hob der Boronet selbst von ihrem Thiere herab. — Ihr fast scheuer Blick überflog die sich ihr darbietenden Gestalten, und traf auf Züge, die eben nicht geeignet waren, ihre Scheue zu mildern.

„Zu wem kommen wir denn?“ fragte sie, als der Baronet sie ins Hauptgebäude und die Treppe hinauf führte.

„Zu uns selbst,“ erwiederte der Baronet.

„Wie?“ rief Rosalinde bestürzt aus, „hier willst du bleiben? in dieser Einöde?“

„Kann in meiner Nähe sie dir zu öde scheinen?“ sagte der Baronet mit einer Laune, die sie bis jetzt noch nicht an ihm bemerkt hatte. „Mein Herz, von so manchen Stürmen des Lebens ergriffen, bedarf der Ruhe und einer Natur, an der meine Kraft sich aufrichte. Ich bin entschloßen, mich für einige Zeit hierher

zu-

zurück zu ziehen, um ganz der Liebe nur zu leben; wolltest du mir jetzt wohl das Glück versagen, das du mir verheißen hast, und dich weigern mich zu beseligen, da es nicht über's Meer, nicht in einen andern Welttheil, noch weniger in den Tod geht?"

Rosalinde fühlte sich durch diese Worte unzart berührt; doch da sie wähnte, diese Laune entstehe wohl aus einer Anwandlung von Mißtrauen, von welchem sie öfter eine Spur bei ihrem Gemahle entdeckt zu haben glaubte, und der sie auch vorzüglich mit sein Verlangen, sie in männlicher Kleidung zu sehen, zugeschrieben hatte; so beruhigte sie ihr Herz und erklärte, daß sie keinen andern Wunsch, keinen andern Willen habe, als den seinen. Dieß schien ihres Gemahls Laune ganz zu zerstreuen. Er versicherte sie, es sollte ihr in diesem Aufenthalte, der nicht von langer Dauer seyn würde, an Bequemlichkeit nicht fehlen, wenn auch an äußerer Zerstreuung, da er gewilligt sey, sich nur ganz auf sie und ihr Glück zu beschränken. Sobald seine Angelegenheiten in England, die durch den unglücklichen Tod seines Vetters einigermaßen wären verwirrt worden, geordnet seyn würden, sollte ihr das Leben in üppiger Fülle ihrer Wünsche keinen versagen, und nie werde er

ihr vergessen, daß sie ihm ein Paar einförmige Monate zum Opfer gebracht habe. Bedurfte es mehr, um Rosalinden zu Allem zu vermögen, was Lindsay wünschte? — Auch war das Gebäude im Innern weniger finster als von außen; das Geräth der hohen Zimmer war zum Theil von alterthümlicher Pracht, und bot jede Bequemlichkeit dar. —

„Seyn Sie nicht bange, Mylady," sagte Harry, der Rosalindens erstes Gefühl in ihrer scheuen Miene mochte gelesen haben, und der sie jetzt mit ihrem Gemahl zu den für sie bestimmten Zimmern führte, „das Innere leistet mehr, als die Außenseite verspricht."

Und dem war wirklich so, denn als die Gemächer, welche nach hinten zu lagen, eröffnet wurden, da überraschte Rosalinden die Aussicht über eine grüne mit schlängelnden Baumgängen durchkreuzte Matte von nicht unbeträchtlicher Ausdehnung, und an welcher sich das Waldgebirge sanft erhob. Fast der Mitte des Schlosses, das die ganze Breite der Thalöffnung einnahm, gegenüber, stürzte sich von einer aus ineinander geschobenen Granitblöcken gebildeten bedeutenden Höhe eine reiche Wassermasse schäumend herab, die sich in dem Mittelpunkt der Matte in einem spiegelklaren See sammelte, aus welchem

chem schön gesprenkelte Forellen emporschnellten. Bis zu dem Seespiegel hin waren hier und dort reizende Blumenpartien angelegt, auf deren Blüten die den Hintergrund umschließenden Schneegebirge im Sonnenstrahle glühend herab blickten. Dieser reizende Contrast wirkte auf Rosalinden um so mehr zauberisch, je weniger sie ein solches Tempe hier erwartet hatte. Sie flog an die Brust des Gatten, umschlang seinen Hals, und Thränen einer Rührung, wie die Natur in ihrer milderhabenen Schöne sie nur reinen Seelen einzuflößen vermag, benetzten seine Wange. — Sie konnte lange nicht von diesem Taumel zu sich selbst kommen, und eine Hand voll Gold bezeugten Harry die Zufriedenheit seines Herrn mit seiner Wahl und Einrichtung.

Auch weibliche Bedienung hatte Rosalinde vorfinden sollen; sie mußte sich aber mit der Hülfleistung einer ältlichen Person von einem nicht eben einnehmenden Aeußern, der Wirthschafterin begnügen, da die Italienerin, die der Baronet ihr zugleich vor ihrem Eintritt in Italien zur Sprachlehrerin bestimmt hatte, noch nicht eingetroffen war. Sie im Englischen zu unterrichten, hatte er selbst übernommen, und sie konnte sich bereits zur Noth in dieser Sprache ausdrücken. Die Liebe ist bekanntlich die beste Lehrerin. —

Zwar

Zwar hatte Rosalinde seit dem Tode ihrer Tante einer Kammerfrau entbehren gelernt; doch war ihr der Gedanke ängstlich, mit der widrigen Person, an welche sie sich gewiesen sahe, wie's schien das einzige weibliche Wesen im einsamen Schlosse zu seyn, sie, die so glückliche Augenblicke an der Seite der guten Pfarrerin verlebt hatte, und überhaupt an weiblichen Umgang so sehr gewöhnt war. An männlicher Bedienung fehlte es dagegen nicht: besonders war das Jagdpersonal nicht unbedeutend, und bald lernte Rosalinde ihren Gemahl als einen leidenschaftlichen Jäger kennen, der oft Tage lang bis tief in die Nacht hinein, das Waldgebirge mit seinen Leuten durchstrich, und ihr auch oft die einzige Gesellschaft entführte, die ihr außer der ihres Gemahls lieb war, die Gesellschaft des verständigblickenden Fingal, der auf der ganzen Reise und auch hier sich fast ausschließlich an sie anschloß. — Allein sie gewöhnte sich bald an die Einsamkeit, und sie fand in der Wartung ihrer Blumen, in der Uebung ihrer Talente der Musik und des Zeichnens, dem sich hier die hehrsten Gegenstände darboten, in dem Genusse ihrer Lieblingsschriftsteller, mit welchen sie die Aufmerksamkeit des Baronets versorgte, und in seiner Liebe, die sich immer gleich zu blei-

bleiben schien, hinlängliche Beschäftigung. Dazu kam denn noch die Unterhaltung mit ihren Freunden auf Friedheim, denen sie jedoch, nach einer ihr unbegreiflichen Grille des Baronets, ihren Aufenthalt verheimlichen mußte, indem er sie bat, ihre Briefe mit einem Orte jenseits der Alpen zu überschreiben. Einer der Jäger, der für die nöthigen Bedürfnisse von dorther sorgen mußte, brachte ihre Briefe dann nach diesem Orte, und durch ihn empfing sie auch die Antworten darauf. Der Baronet entschuldigte diese Seltsamkeit damit, daß er einem ihm unangenehmen Besuche aus England am besten ausweichen könne, wenn er ihm seine Spur erschwerte, und gestand jetzt, daß dieß außer der Jagd, mit ein Hauptgrund gewesen sey, warum er diese weniger von Reisenden besuchte Gegend auf einige Zeit zum Aufenthalte gewählt habe. — Wenn er aber von England sprach, so glaubte Rosalinde jedesmal eine seltsame Unruhe an ihrem Gemahl zu bemerken. Gern hätte sie an seinen Sorgen Theil genommen, allein sie wollte nicht ihrer Zudringlichkeit oder ihren Liebkosungen es verdanken, daß er sein verschlossenes Herz ihr öffne, und oft schien es, als sey der ersehnte Augenblick da, wenn er in traulichen Gesprächen an ihrer Seite saß,

oder

oder mit ihr im lieblichen Thale umher wandelte; aber wenn sich dann ihr Blick forschend auf ihn richtete, so war es, als ob er sich gleichsam besönne und er lenkte schnell die Unterhaltung auf gleichgültige Gegenstände. Von seinem Aufenthalte in Amerika und von den dort erlebten Abenteuern sprach er gern und viel; nie dagegen erwähnte er der letzten Reise, die ihn doch zu Rosalinden geführt hatte, und noch weniger seines unglücklichen Begleiters.

So vergingen einige Monate, als der Baronet eines Abends, von der Jagd heimkehrend, zu Rosalinde sagte:

„Ich erwarte morgen Jagdfreunde, zum Theil rohe Gesellen, deren Gesellschaft dir kein Vergnügen machen kann; wundre dich also nicht, wenn du zu ihrer Bewirthung Zurüstungen machen siehst, und ich fürchte nicht, daß dich ihre geräuschvolle Fröhlichkeit stören soll. Laß dich wenigstens dadurch nichts anfechten; bei der Gesellschaft zu erscheinen, davon spreche ich dich willig frei."

Rosalinde hörte zum Erstenmale von Jagdfreunden ihres Mannes; nach ihrer Gesellschaft war sie übrigens nicht eben lüstern, und als gegen Abend es im Schlosse lebhaft wurde, begab sie sich in ihr Zimmer. Die Nacht brach

her-

herein, die Hunde schlugen oft an, und meldeten die Kommenden, es wurde immer lauter, die Bedienung rannte hin und her, es scholl das Getöse der Fröhlichkeit in ihr Ohr, heller klangen die Gläser . . . es wurde Rosalinden unheimlich zu Muthe, sich neben diesem Getöse so allein zu fühlen. — Nur einmal kam der Baronet später zu ihr: sein Angesicht glühte, seine Züge waren entstellt. Sie bat ihn um Schonung seiner Gesundheit.

„Sey unbesorgt," sagte er, „ein Soldat ist so etwas gewohnt. Aber lege dich nieder; wir werden uns beim Frühstück schwerlich sehen; ja es ist möglich, daß ich dich sogar auf einige Tage verlasse: es ladet uns ein Freund zu einer großen Jagd ein, und ich kann's nicht wohl abschlagen; werde also über meine Abwesenheit nicht unruhig. Nein Liebchen — du mußt dich nicht ängstigen — du sollst auch ein Leben führen, wie eine Fürstin. Aber jetzt schlafe — schlafe ganz ruhig."

Rosalinde wußte nicht, wie sie des Baronets Betragen und Worte deuten sollte. In diesem Zustande hatte sie ihm noch nie gesehen. Er ließ ihr aber nicht Zeit, ihm Vorstellungen zu machen, sondern begab sich wieder zur immer höher tosenden Fröhlichkeit. Sie versuchte es,

seinem Rathe zu folgen und legte sich nieder, aber es kam kein Schlaf in ihre Augen. Da hörte sie bei Tages Anbruch nach ganz durchschwärmter Nacht die Rosse vorführen, die Hunde klafften und heulten, und hinaus zog das lärmende Getöse und verlor sich in das Gebirge, und nun folgte eine Todtenstille, die fast ihr Herz noch ängstlicher preßte, als früher das Getöse. Doch schlief sie endlich ein, und erwachte erst, als die Sonne bereits hoch auf Mittag wies. Sie trat aus ihrem Zimmer. — Alles war still. Sie ging zum Zimmer der Alten. Diese lag nur halb entkleidet auf ihrem Bette und schnarchte. Sie weckte sie; schlaftrunken schlug sie endlich die schweren Augen auf.

„Wie — Sie sind's, gnädige Frau?" sagte sie jähnend, und rieb sich die Augen.

„Besinnt Euch," erwiederte Rosalinde, „es ist schon spät am Tage."

„So? — Ja, das glaub' ich wohl. Die Sonne kam eben über's Gebirg, als ich mich niederlegte. War das doch ein Leben diese Nacht. — Nun für Euch, gnädige Frau, wäre so etwas freilich nicht. — Der Herr läßt Euch sagen, Ihr sollt unbekümmert seyn, wenn er auch etwas lange ausbliebe."

„Also ist mein Mann mitgezogen?"

„Ja freilich; wie durfte der Herr dabei fehlen. Aber seyd unbesorgt, er wird Euch gewiß

wiß manche Herrlichkeit mitbringen, denn leer kommt er gewiß nicht zurück.“

„Ihr seyd noch schlaftrunken,“ sagte Rosalinde, „und wißt nicht was Ihr sprecht.“

„O ich weiß es recht gut,“ erwiederte die Alte, „aber Ihr versteht mich nur nicht. — Nun, nun, das wird sich auch finden.“

„Was sagt Ihr? — Was verstehe ich nicht?“ fragte Rosalinde bestürzt. — Was wird sich finden?“

„Wie ihr doch gleich ängstlich seyd, versetzte die Alte. — „Ich meynte nur — es wird Euch bei unserm Herrn gewiß nichts abgehen. — Aber ich glaube, der faule Schlingel, der Pietro, schläft auch noch. — Ihr habt wohl noch nicht gefrühstückt, schöne Frau — Ihr sollt gleich bedient werden.“

Gedankenvoll begab sich Rosalinde in ihre Zimmer; die Worte der Alten erweckten in ihr seltsam verworrene Bilder; es gesellten sich dazu die ängstlichen Vorstellungen bei dem ungewohnten Getöse der Nacht: sie wußte nicht was sie aus dem Allem machen sollte. Der Bediente brachte bald das Frühstück. Er entschuldigte sich mit dem langen Nachtwachen, daß er die Zeit verschlafen und bat Rosalinden, es nicht dem Herrn zu klagen, wenn er zurückkäme. Sie versprach es, denn sie war gut

und unfähig Jemand Verdruß zu verursachen, wenn er auch irgend etwas vernachlässigte. Daher wurde sie aber auch angebetet von allen Hausgenossen, und jeder bezeugte ihr eine liebevolle Ehrfurcht, wenn man ihren Gatten nur mit einer gewissen Scheu bediente.

Noch hatte der Baronet sie nie so lange allein gelassen; sie fühlte eine ungewohnte Leere. Die Worte der Alten hatten ihre Neugier gereizt; zum Erstenmal suchte sie dieselbe auf, um sie zur Rede zu bringen, ohne daß es den Anschein habe, als wollte sie dieselbe ausforschen; allein die Alte wußte ihr schlau auszuweichen, und es war sichtbar, daß sie das Wenige, was sie gesagt, gereue. Es blieb also Rosalinden, um sich zu zerstreuen, nichts übrig als zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen ihre Zuflucht zu nehmen; aber sie versagten den gewohnten Dienst. Endlich fiel ihr ein, ihr Tagebuch fortzusetzen, das sie angefangen hatte, um es einst, wenn das sonderbare Gebot der Verheimlichung ihres Aufenthalts aufgehoben wäre, ihren Freunden auf Friedheim mitzutheilen, das aber bei der Einförmigkeit ihrer Lebensweise ins Stocken gerathen war. Sie fand es nicht sogleich! es war unter mehrere andere Papiere gerathen, und sie mußte mehrere Umschläge öff-

nen

nen um zu sehen, ob es nicht darin sey. Da fiel ihr auch ein roth saffianes Reiseportefeuille unter die Hände, das sie für dasselbe erkannte, welches sie bei dem Baronet im ersten furchtbaren Augenblick ihrer Bekanntschaft bemerkt hatte. — Es war an einigen Stellen dunkler gefärbt von Blutflecken, die sie schaudern machten; doch öffnete sie es, und fand mehrere Familienpapiere des Baronets, dann aber auch das Bild eines Mannes, in dessen Zügen sie zum Theil die Züge ihres Gemahls erkannte, aber mit einer Milde und einem Adel vermischt, welche sie bei dem Baronet zuweilen vermißt hatte. Das Bild sprach sie ungewöhnlich an. War es ein älterer Bruder ihres Gemahls? War es vielleicht sein Vater, in frühern Jahren gemahlt? Es war an einer goldnen Kette befestigt. Sie nahm es, hing es um den Hals und beschloß den Baronet zu fragen, wen dieß Bild vorstelle.

Der Tag schlich endlich vorüber; noch langsamer, wie's Rosalinden schien, der folgende. — Spät in der Nacht hörte sie das Schloßthor öffnen. Es war ein ziemlich langer Zug der herein kam; sie hörte das Getrappe vieler Maulthiere, und bald wurde es fast wieder so laut, als vor zwei Nächten, von lärmender Fröhlich-

keit und Becherklang. Sie erwartete von einem Augenblick zum andern, daß der Baronet erscheinen würde. Endlich schlief sie darüber ein. Als sie erwachte und klingelte, erschien die widrige Alte. Rosalinde fragte nach ihrem Gemahl.

„Er hat sich erst spät niedergelegt,“ antwortete die Alte. „Sie, wollte er in Ihrer Ruhe nicht stören.

„Und was war denn das für ein Getöse diese Nacht?“

„Die Beute der Jagd,“ erwiederte die Alte. „Sie ist nicht geringe.“

„Aber ich hörte ja Gläser klingen.“

„Einige Freunde hatten den gnädigen Herrn begleitet; sie sind aber schon wieder abgezogen, und alles ist im Schlosse wie gewöhnlich. Doch ist es nicht ohne Unfall abgegangen.“

„Mein Mann?“ rief Rosalinde bestürzt.

„Der gnädige Herr ist frisch und gesund, aber Harry ist verwundet eingebracht.“

„Gefährlich?“

„Das nicht; ein Schuß in die Schulter. — Aber befehlen Sie das Frühstück?“

„Nein,“ sagte Rosalinde, „ich will warten bis mein Mann aufgestanden ist, um mit ihm zu frühstücken.

Die

Die Alte meynte, er würde vielleicht spät erst aufstehen; aber Rosalinde blieb bei ihrem Entschlusse. Sie ging, nach Harry zu sehen. — Sie fand ihn bleich vom Blutverluste. Liebreich erkundigte sie sich nach seinem Unfalle. Eine Büchse war, wie er sagte, unversehens los, und die Kugel ihm in die Schulter gegangen. Sie wurde sogleich herausgezogen, und er hoffte mit den Schmerzen davon zu kommen.

„Ihr wilden Männer,“ seufzte Rosalinde, „und die leidige Jagd! — Schont Euer, und laßt es Euch an nichts abgehen, was Ihr zu Eurer Pflege gebraucht. — Ich werde wieder nach Euch sehen.“

Sie befahl das Frühstück in die Lieblingslaube des Baronets am See zu bereiten, und begab sich dorthin, ihn zu erwarten. Die goldene Kette mit dem Medaillon hing um ihren Lilienhals.

Nach einer kleinen Stunde kam der Baronet. Auf seinem Gesichte lagen die Spuren der durchschwärmten Nächte, die Rosalinden mit Besorgniß erfüllten. Zärtlich sprang sie auf, und hüpfte ihm entgegen. Eben wollte er sie in seine Arme schließen, als sein Blick auf das Gemählde fiel. Er stürzte zurück — erblaßte.

„Un-

„Unglückliche!“ rief er in einem fürchterlichen Tone, und alle seine Züge waren entstellt, und sein Auge flammte in wildem Feuer; „Du mir das? — Woher dieß Bild? — Hinweg, hinweg in den Abgrund der Hölle! „Und er riß es mit Gewalt von der Kette los, daß diese in Stücken zersprang, und schleuderte es in den See.“

Rosalinde stand erschrocken, betäubt, bebend da. Es war das Erstemal, daß sie sich gewaltthätig behandelt sah, und wer war es, der sich dessen schuldig machte? Der Mann, dem sie mit vollem liebendem Herzen entgegen flog, dem sie ihr ganzes Daseyn gewidmet hatte. Der Baronet entfernte sich schnell, und ging in heftiger Bewegung auf und nieder. Endlich machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft. Nach einer ziemlich langen Pause schien der Baronet sich ihr nähern zu wollen, und sie war schon im Begriff ins Schloß zurück zu gehen, als er umwandte und selbst dahin ging.

„Was ist das?“ rief Rosalinde. „Was ist's mit diesem Bilde, daß ihn dessen Anblick so ausser sich setzen konnte? — Wie konnte er sich so gegen mich vergessen? — Unglückliche Rosalinde, welch ein Geschick steht dir bevor!“

Da

Da trat der Baron gefaßter zu ihr hin. Er hatte ein glänzendes Geschmeide in seiner Hand.

„Rosalinde," sagte er mit bebendem Tone, „verzeihe — jenes Bild an deiner Brust überraschte mich. Laß dieses Halsband deinen schönen Busen zieren, und vergiß diesen Augenblick."

„Um alles in der Welt in diesem Augenblick kein Geschenk, und wär' es einer Fürstin würdig," rief Rosalinde. — Keine Kostbarkeit der Welt kann mir ersetzen, was er mir geraubt hat!"

„Meine Ruhe vielleicht mir auf immer, Engel mit dem Cherubschwerdt!" rief der Baronet erschüttert. „Nimm — nimm, was ich dir zu geben vermag, und gib mir den Wonnekelch in deinen Armen, daß er mich berausche, und ich meine Verdammniß vergesse!"

Er wollte sie wild an sich reißen, aber Rosalinde entriß sich bebend seinen Armen und floh dem Schlosse zu. — Der Baronet blickte betäubt ihr nach, schlug die geballte Faust vor den Kopf, und warf sich erschöpft am See in den Rasen hin.

Sie eilte in ihr Gemach, das sie hinter sich verriegelte, und warf sich schluchzend und mit zerrissenem Herzen auf den Divan hin. Sie fühlte

fühlte sich nicht blos verletzt; es war ein Etwas, das sich in ihr Gefühl mischte — ein innerer Schauer, der ihr Blut erstarren machte. Daß der Baronet nicht war, was er geschienen, daß ein furchtbares Geheimniß seine Brust belaste, daß der unvermuthete Anblick des unglücklichen Bildes sein Gewissen tief erschüttert hatte; das drang sich ihr zur Gewißheit auf. Sie stand schwindelnd vor einem Abgrunde, in welchen unwiderstehliche Gewalt sie hinabzustarren zwang, und aus dessen unerreichbarem Boden gräßliche Larven in schauderhaften Gewimmel sich erhoben. — In einer Art Betäubung, in welcher furchtbare Bilder ihre Phantasie umgaukelten, mochte wohl eine Stunde verflossen seyn, als ein Klopfen an ihrer Thüre sie erweckte. Sie fragte wer klopfe. Es war die Alte, die, als sie das Zimmer öffnete, mit einem Billet in der Hand eintrat.

„Vom gnädigen Herrn," sagte sie. „Er sey auf die Jagd gegangen, soll ich Ihnen sagen und werde erst gegen Abend heimkommen!"

Rosalinde konnte ihr nur durch Zeichen befehlen, das Billet auf den Tisch zu legen, und die Alte entfernte sich kopfschüttelnd. Es währte einige Zeit, ehe sie sich entschließen

konn=

konnte, das Billet zu erbrechen; sie zitterte eine furchtbare Entdeckung darinn zu finden; allein es enthielt nichts, als die Worte:

„Ein unglücklicher Zufall, an dem meine Unvorsichtigkeit allein Schuld ist, hat uns in eine Stimmung versetzt, in welcher es besser ist, wir sehen einander nicht. Ich gehe auf die Jagd. Wenn ich am Abend heimkomme, so hoffe ich wird die Sonne meines Glücks mir in deinem holden Auge wieder lächeln.

Du wirst verzeihen

Deinem

Richard.“

Die Hand hatte gezittert, die dieß geschrieben. — Sein Herz fühlte Reue. — Er war vielleicht weniger schuldig, als ihre gereizte Empfindlichkeit im ersten Augenblick ihr ihn dargestellt hatte; ihre erhitzte Phantasie hatte ihr vielleicht nur leere Hirngespinnste vorgegaukelt. Das Gemählde war wohl das Bild eines Todfeindes — oder es war das Bild des ermordeten Verwandten, dessen er ja stets so ungern erwähnte. Erschüttert durch den ungeahneten Anblick hatte vielleicht bloß eine heftige Aufwallung ihn zu dieser Uebereilung hingerissen. So fing ihr Herz schon an, den geliebten

Ver=

Verbrecher zu entschuldigen und mildern Empfindungen Raum zu geben, ja sich selbst über ihr zu hartes Verfahren Vorwürfe zu machen. Sie suchte sich zu fassen, und um das Aufsehen vor ihren Leuten wenigstens zu vermeiden, beschloß sie sich ihnen zu zeigen, und ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachzugehen. Sie ging zu ihren Blumen, und dann dem See zu. Als sie der Stelle des vor einigen Stunden hier erlebten Auftritts nahte, fing ihr Herz wieder ängstlicher an zu pochen. Da sah sie eine lange hagere Gestalt von dem Wasserfalle herschreiten. Sie stutzte — sie wußte, daß es keinen Weg über das Gebirge gab — und war ungewiß ob sie bleiben oder sich zurückziehen sollte. Es war ein Benedictiner-Mönch. Er bückte sich von Zeit zu Zeit, und pflückte Kräuter, die er dann genauer betrachtete. — Schon wollte Rosalinde sich entfernen, als er ihrer gewahr wurde, sich forschend umsah, und ihr mit der Hand zu bleiben winkte. Vielleicht hat er sich beim Botanisiren verirrt, dachte sie, und bedarf einer Erquickung. Sie blieb stehen und er näherte sich ihr.

„Seyd ihr verirrt im Gebirge, ehrwürd'ger Vater?“ fragte Rosalinde, als er ein schneeweißes Haupt entblößte.

Ich

„Ich fürchte es nicht,“ antwortete er, wenn Ihr anders die Frau des Engländers seyd, der seit einiger Zeit dieses entlegene Schloß bewohnt.“

„Die bin ich,“ versetzte Rosalinde bestürzt — Und Ihr?

„Ein Mönch aus Disentis,“ erwiederte der Alte — „mit den Stegen des Gebirges auf meinen botanischen Wanderungen wohl bekannt, und ich habe dieß für Euch:“ — er zog einen Brief aus seinem Busen — „Gott schütze Euch!“

Als Rosalinde den Brief genommen hatte, wollte er sich entfernen. Sie bat ihn zu warten, und ihr zu erklären . . .

„Der Brief wird Euch mehr sagen, edle Frau, als ich vermag,“ sagte der Mönch — „Gefährlich möchte es aber für mich und Euch seyn, wenn man uns beisammen sähe. Schon seit einigen Tagen bin ich hier herumgeschlichen, Euch allein anzutreffen. Gott hat es heute so gefügt. Er beschütze Euch — und seine Heiligen!“ Und er verließ die bestürzte Rosalinde.

Der Brief war ohne Aufschrift. Sie verbarg ihn und ging in ihre Zimmer zurück, um sich dort ungestörter mit seinem Inhalte bekannt zu machen. Als sie ihn erbrach, erkannte sie

die

die Hand ihres Vormunds. Ein freudiger Schreck drängte einen lauten Ausruf hervor. Sie las:

„Möge der Beschützer der Unschuld und Tugend diese Zeile der in die Hände bringen, für welche sie mit Zittern geschrieben werden. Ist dieß, so wird sie diese Züge vielleicht erkennen, und wird der Freundschaft verzeihen, wenn sie ihrer in diesem entscheidenden Augenblicke nicht schonen kann, und sie vielleicht aus einem süßen Traume unsanft erwecken muß. Sie ist in unwürdigen Händen und entfliehe einem unwürdigen Schicksale. Der Bösewicht, der sich ihrer bemächtigt hat, ist wahrscheinlich der Mörder seines Blutsfreundes und Wohlthäters, dessen Eigenthum er sich zugeeignet hat, und für den er sich ausgibt. — Man ist auf seiner Spur. — Nur die schleunigste Flucht kann sie retten. In Chur findet sie in dem Hause des Landamtmann Schutz und Hülfe, wenn sie meinen Namen nennt. Um ihr Geheimniß weiß dort Niemand. Da sie in Mannskleidern von Zürich abgereiset ist, so wird sie wohl thun, sich deren wieder zu bedienen. Gott geleite sie!"

Also war sie nur zu wahr, die schreckliche Ahnung! — Lindsay war ein Mörder — der Mörder seines Blutsfreundes. Rosalinde stand erstarrt vor der schauderhaften Entdeckung. Aber ihr Herz sagte ihr, daß dies noch nicht alles sey, was sie zu fürchten habe. Es drängten sich ihr die Begebenheiten der verflossenen Nächte in Schauerbildern auf. Sie beschloß, die Abwesenheit des Baronets zu benutzen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Sie hatte einen Hauptschlüssel gefunden; mit diesem öffnete sie sein Kabinet. — Es war leer. — Sie sah betroffen um sich. Da fiel ihr Auge auf eine feine Spalte in der Wand: sie vermuthete eine Thüre. Unten am Boden war ein eiserner Stift. Sie drückte daran und die Thüre sprang auf, aber es bot sich ihr eine zweite eiserne Thüre dar. Doch diese war nur angelegt. Sie öffnete sie nicht ohne Schauder, und trat in ein langes hohes Gewölbe, vormals eine Waffenkammer, wie's schien, jetzt aber mit allerlei Gepäck in bunter Mischung angefüllt. — Aber außerdem nichts, was ihr nähere Auskunft hätte geben können. Schon wollte sie die Thüre wieder einschlagen, als sie ein Papier auf dem Bogen liegend fand. Es war ein Zettel, auf welchem die Worte standen:

„Morgen Abend schmausen wir bei Dir, und dann geht's aus auf den Fang. Es geht des Herzogs — — Gepäcke über's Gebirge, zwar unter einer Bedeckung, aber wir können's wagen. — Mache nur Deine Anordnungen."

Welch ein furchtbarer Lichtstrahl erhellte auf einmal die dunkeln Worte der Alten, an jenem Morgen. — Lindsay ein Mörder und Räuber! — Sie, die Gattin eines Räuberhauptmanns — hier in der Räuberhöhle! — Kaum vermochte sie die Thüren des Gewölbes einzuschlagen, aus dem ihr das Röcheln der Ermordeten, das Angstgeschrei der Geplünderten zu folgen schien. Den furchtbaren Zettel, den Lindsay wahrscheinlich hier verloren hatte, nahm sie mit sich, und verschloß zitternd seine Zimmer. Aber kaum war sie in ihr Zimmer zurück und hatte den Zettel und Roberts Brief in ihre Kissen verborgen, so überwältigte sie der Schrecken dieser schaudervollen Entdeckung und sie sank bewußtlos auf ihr Bette hin.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich unter den Händen der Alten und des verwundeten Harry. Sie schauderte, sie wies die Hülfe mit Abscheu von sich, ihre Phantasien verwirrten sich, und sie lag in einem heftigen Fieber.

Niemand wußte sich die Ursache zu erklären. Gegen Abend kam Lindsay zurück. Er hörte von dem Anfalle, der seiner Gattin zugestoßen sey, und stürzte in wilder Verzweiflung in ihr Zimmer, zu ihrem Bette. — Sie war bei sich. — Sie wies seine Liebkosungen zurück, und flehte mit schwacher Stimme um Schonung und Ruhe. — Lindsay war tief erschüttert. Er sah den Schauder in ihren Zügen, wenn er sich nahte, und hielt's fürs Beste, ihr Zeit zu lassen sich zu sammeln. — Das war ihm klar, daß etwas Außerordentliches in seiner Abwesenheit müsse vorgefallen seyn, doch was — darüber zerbrach er sich vergebens den Kopf. Die angestrengteste Nachforschung brachte ihn nicht auf die kleinste Spur.

Unterdeß hatte sich das Fieber und die Phantasie gelegt, Rosalie wurde ruhig und sank in einen tiefen Schlaf. Diesen benutzte Lindsay, unter ihren Papieren vielleicht den Grund dieses seltsamen Zufalls zu entdecken; aber er fand nichts, als das Tagebuch, in dessen letzter Zeile seiner noch mit Liebe gedacht war. Er bewachte Rosalindens Schlummer. Kein Schlaf kam in seine Augen, er zitterte für ihr Erwachen, und zitterte, daß sie vielleicht nie wieder erwachen könnte. — Es verflossen zwölf

Stunden, als Rosalie die Augen aufschlug. Sie fühlte sich neu gestärkt. Ihr erster Blick traf Lindsay: sie schauderte, und er wollte sich entfernen; doch sie winkte ihm zu bleiben. Er starrte angstvoll auf sie hin. Endlich ermannte sie sich und sagte:

„Wenn noch ein menschliches Gefühl in Ihrem Busen für mich spricht, so beschwöre ich Sie, senden Sie mich nach Ilanz. Jede Stunde Verzug in diesem Hause, in dieser Umgebung ist mir Tod. Erbarmen Sie sich meiner Angst!" Und sie erhob sich von ihrem Lager und sank zu seinen Füßen.

„Was ist dir?" fragte Lindsay überrascht. „Woher ein so seltsames Verlangen? — Wie? du willst dich von mir trennen, Rosalinde?"

„Auf immer! Auf ewig!" rief die Unglückliche mit einem Tone, der erschütternd durch sein Gebein drang.

„Kann ein so unbedeutender Vorfall" ... stammelte er ...

„O lasse mich schweigen, Unglücklicher, der du mein Herz zertreten konntest, das sich dir so arglos hingab: nie, nie soll das schreckliche Geheimniß über meine Lippen gehen — auch gegen dich nicht. — Aber, laß mich fort aus deiner unseligen Nähe, wenn du noch Erbarmen

hoffst

hoffst am Throne der ewigen Gerechtigkeit, laß mich fort, und du — rette dich und verbirg dich, wo kein Auge des Menschen dich erreicht!"

„Was ist das?" rief Lindsay betroffen; — „Unglückliche, wer wagte es, dir zu verrathen —

„Niemand! — Ich weiß nichts; ich will nichts wissen — nur fort von hier, fort — wenn du mich nicht vor deinen Augen sterben sehen willst!"

„Ruhig bis zu meiner Wiederkehr!" donnerte Lindsay, und entfernte sich. Rosalinde blieb in unsäglicher Angst zurück. — Er ließ die Alte rufen, er sprach mit jedem Einzelnen im Hause. Allen war der Zufall mit Rosalinden ein unerklärbares Räthsel. Nach einer Stunde kam er wieder. Er war finster, aber gefaßt.

„Ohne errathen zu können, wer dein Herz so plötzlich von wir gewendet hat," sagte er in einem Tone, der ruhig seyn sollte, „sehe ich doch ein, daß du einer Pflege und Hülfe bedarfst, die ich dir hier nicht verschaffen kann. Ich willige also ein, und werde dich selbst nach Ilanz bringen, wohin du verlangst. Hast du die Kraft, so mache dich bereit: Morgen mit Tages Anbruch fahren wir ab. Bis dahin verhalte dich ruhig; Niemand soll dich stören?

Er verließ sie, nachdem sie ihn versicherte, daß sie sich stark genug zu der Fahrt fühle, und sie sank auf ihre Knie und dankte Gott, daß er sein Herz wende, ach! und flehte zu ihm, daß er sich seiner erbarmen, daß er nicht mit ihm in's Gericht gehen möge! — Von dem Ihrigen wollte sie nichts mitnehmen, was ihr nicht vor ihrer Verbindung mit Lindsay zugehört hatte; keines der reichen Geschenke, die sie ehemals von der Hand der Liebe mit Entzücken annahm, an deren jedem ihr aber jetzt ein Blutstropfen hing. An Gelde nahm sie nur den Betrag ihrer Zins-Anweisung, die auf der Reise war gehoben worden. Die beiden Zettel verwahrte sie in ihrem Busen. Sie verließ den Tag ihre Zimmer nicht mehr. — Gegen Morgen weckte sie Lindsays Klopfen an ihre Thüre.

„Wir sind bereit," sagte er, „komm Rosalinde."

Rosalinde öffnete nicht ohne Zittern die Thüre. Lindsay sah sie in Mannskleidern vor sich stehen. Er blickte verstört umher. Als er seine Geschenke auf einem Haufen liegen sah, fragte er, warum sie nicht mitnähme, was ihr zugehöre.

„Was mir gehört," erwiederte Rosalinde, „das enthält dieser Koffer, den ich mit mir neh-

nehmen will, wenn Sie's erlauben. An alles übrige mache ich weiter keine Ansprüche."

„Er soll dir nachgesendet werden," sagte Lindsay — „Und wohin?"

Sie bestimmte das Wirthshaus in Zürich, in welchem sie auf der Herreise gewohnt hatten, und folgte ihm dann zitternd. Es stand unten an der Anhöhe ein Berggefährt, das Harry führte. Lindsay hob die zitternde Rosalinde hinauf, und setzte sich neben sie. Sie saß stumm und bebend da, als ginge es zum Hochgericht. Der Weg bog durch das wilde Waldgebirg, durch welches die Waldwasser rauschten — und bald das Heulen Fingals verschlungen, den man hatte einsperren müssen, damit er Rosalinden nicht folgen möchte. Ihr war, als höre sie die Stimme des einzigen ihr verwandten Herzens auf dem Schlosse verhallen. — Keine Hütte, kein Flecken erschien. Dann und wann wurde Halt gemacht, und das Pferd grasete, während Lindsay den Flaschenkeller des Gefährts öffnete, und Rosalinden einige Erfrischungen bot. Sie nahm etwas weniges an, um der Erschöpfung nicht zu erliegen. — So ging es bis gegen Abend, wo das Gebirge lichter zu werden schien. Mit Zittern bemerkte Rosalinde, daß der innere Kampf in Lindsays

Brust immer mehr zunahm. Sein dumpfes Schweigen war ihr fürchterlich. Endlich befahl er anzuhalten und sagte:

„Hier laß uns die letzte Rast machen; wir „sind bald aus dem Gebirge. Steige ab, Rosalinde.“

Die Arme gehorchte. Aber in dem Augenblick, als sie den Fuß zur Erde setzte, hörte sie dicht hinter sich einen Schuß fallen, und als sie sich erschrocken umwandte, sah sie Harry seinem Herrn ein Pistol entwinden.

„Eher mein Leben, als daß dieser Heiligen etwas zu Leide geschieht!“ rief er.

„Unsinniger!“ ras'te Lindsay, „sie wird uns verrathen!“

„Nie! nie!“ rief Rosalinde bebend, und sank auf ihre Knie. „Lade nicht mein Blut auf deine Seele! Mein Leben ist mir verhaßt, du hast es schon gemordet; aber von deiner Hand, nein, von deiner Hand möchte ich nicht sterben!“

„Wohlan denn,“ sagte Lindsay, „so lebe! Dein Blut komme nicht auf meine Seele. Allein um unserer Sicherheit Willen muß ich dich hier verlassen. Wir können dich nicht weiter bringen.

„So

„So laß mich hier,“ flehte Rosalinde, — „es wird irgend ein Mensch des Weges kommen, und sich meiner erbarmen!“

„Rosalinde!“ rief Lindsay, „Rosalinde, du reißest dich von mir los — aber eines Andern wirst du nie: bei dem ewigen Rächer, du wärest verloren und er: Wo du auch seyn wirst, ich werde dir nahe seyn, und zittre, zittre, wenn ich dir je erscheine. Und solltest du mich verrathen, dann Unglückliche . . .

„Rette dich!“ rief Rosalinde, und laß mich nie von dir hören, damit ich nicht für dein Leben zittern muß!“

„Du liebst mich noch?“ rief Lindsay. — „Ja, du bist mein, und bleibst es auf ewig. Ich rette mich: ich weiß, daß mir Gefahr droht. Noch heute verlasse ich das Schloß. Du würdest mir nur dabei hinderlich seyn, und darum magst du dich entfernen; aber du bist mein, vergiß das nie. — Du kannst nie eines Andern werden. Fort Harry!“

„Lebt wohl, edle Frau! — Gedenkt unser nie!“ sagte Harry, und er jagte davon.

„Vergiß es nicht,“ rief Lindsay noch einmal, „Rosalinde, du bleibst mein!“

Eine volle Börse flog zu ihren Füßen. Rosalinde stand betäubt da, und als sie das Gefährt

nicht

nicht mehr hörte, sank sie auf ihre Knie, und dankte dem Beschützer ihres Lebens für ihre Errettung aus so schrecklichen Händen. Die wilde Natur um sie her schien ihr nicht so fürchterlich, als die Nähe jener Menschen, und schon bereitete sie sich im weichen Rasen unter einem Baum die Nacht hin zu bringen, als ein Gemsenjäger des Weges kam, und sich verwunderte, hier einen Jüngling zu finden, wofür er sie nach ihrer Kleidung hielt.

„Nehmt Euch meiner an, guter Freund,“ sagte Rosalinde, „und weiset mir eine Hütte an, wo ich übernachte. Ich bin von meiner Gesellschaft abgekommen. Wir bestiegen das Gebirge und ich habe mich so verirrt, daß ich nicht weiß, wohin ich mich zu wenden habe.“

„Aber wie konnte denn Euer Führer Euch verlassen und das in diesem wilden Gebirge,“ sagte der Jäger. — „Nun, wenn ihr nicht zu müde seyd, so kommt mit mir, meine Hütte ist nicht gar weit.“ Aber was ist denn das? fragte er, indem er die Börse im Grase liegen sah und sie aufhob ...

„Mein nicht,“ erwiederte Rosalinde, „also Euer da ihr sie gefunden habt.“

„Mein? Wenn sie nicht Euer ist, so muß sie ein Reisender im Gebirg verloren haben und

der

der wird sich vielleicht melden," sagte der Jäger. Vielleicht einer von Eurer Gesellschaft. — Nun, mitnehmen wollen wir sie. — Kommt nur."

Mit Freuden folgte ihm Rosalinde, und versprach ihm reichliche Vergeltung.

„Die sparet für Andere," erwiederte ihr Führer; „wir geben was wir haben: es ist wenig, aber gern gegeben. Wenn wir nur morgen Eure Gesellschaft wieder finden."

Rosalinde erklärte, daß sie bitte, sie nur nach Chur zu schaffen, wo ihre Gesellschaft sich wohl wieder einfinden würde. Nach einer kleinen halben Stunde gelangten sie zur Hütte, aus der ein junges rasches Weibchen und zwei muntere Buben dem Kommenden entgegen sprangen. Sie waren verwundert, ihn in dieser Begleitung zu finden.

„Hier, Weib, ist ein Herr, der von seiner Gesellschaft im Gebirge, der Himmel weiß wie, abgekommen ist," sagte der Jäger. „Er bleibt die Nacht bei uns, und morgen bringe ich ihn nach Jlanz, wo er wohl Gelegenheit findet, nach Chur zu kommen." Er wird hungrig seyn: gib was Gott beschert."

Das junge Weib nahm den hübschen Gast gern auf, und erquickte ihn so gut sie konnte, dann bereitete sie ihm ein Lager, und erschöpft

von

von den Schrecken der verflossenen fürchterlichen Stunden, sank Rosalinde bald in dem frohen Gefühl der Rettung auf dem duftenden Lager in tiefen Schlaf. — Schon stand die Sonne ziemlich hoch, als ihr gastlicher Wirth sie weckte, um sie nach Jlanz zu bringen. Jede Vergeltung für Bewirthung und Nachtlager wurde ausgeschlagen. — Gegen Mittag kamen sie dahin, und hier konnte sie ihren Führer nur mit Mühe überreden, eine kleine Vergeltung anzunehmen. Ein Gebirggefährt brachte sie am andern Tage nach Chur. — Sie fragte nach dem ihr von Robert bezeichneten Hause, und sobald sie hier seinen Namen nannte, so wurde sie auf ein Zimmer geführt und fand hier Robert selbst.

„Sie hier? Sie selbst?" rief sie überrascht aus.

Roberts Augen strahlten im höchsten Entzükken. „Sie sind's!" rief er; „Gott hat meine Schritte geführt — und ich sehe Sie gerettet!"

„Bin ich das wirklich?" sagte sie innig bewegt, „und gerettet durch — Sie?"

„Ich hoffe es zu Gott," erwiederte Robert. „Aber vor allem... Sie sind angegriffen; gnädige Frau"...

O nicht

„O nicht diese Benennung,“ rief die Arme, „ich heiße für Sie Rosalinde.“

„Rosalinde,“ sagte Robert erschüttert, „werden Sie mir folgen können?“

„Ueberall hin, wohin Sie mich leiten.“

„Nach Friedheim, zu ihren Freunden, wo Sie mit Angst und Sehnsucht erwartet werden.“

„O gern — gern — sogleich! — Lassen Sie uns eilen aus einer Gegend, die mir so schrecklich ist, hin zu dem Wohnsitze der Ruhe, Unschuld und Freundschaft. Ach, warum mußte ich ihn je verlassen!“

Da sie versicherte, daß sie stark genug zur Reise sey, so hielt es Robert für gerathen, sich ohne Verzug mit ihr auf den Weg zu machen. Sie trug männliche Kleidung, und so konnte er ihr mit dem Nöthigsten aushelfen. Rosalinde verließ das Zimmer nicht, und mit Tages Anbruch saß sie am folgenden Morgen im Wagen neben Robert und eilte durch die Fluren, die vor wenigen Monaten ihr im Sonnenstrahle der Liebe geglüht hatten. Wie verwandelt waren sie jetzt für sie!

Unterwegs fanden sie Muße genug, sich gegenseitig mitzutheilen, was seit Rosalindens Abreise von Friedheim sich zugetragen hatte. —

Lindsay wurde von England aus als Aussteller falscher Wechsel, Räuber des Eigenthums seines Blutsverwandten und als dessen wahrscheinlicher Mörder verfolgt. — Er war Capitain, ein jüngerer Sohn aus der angesehenen Familie Lindsay, deren Haupt der Ermordete gewesen war, und als ein leidenschaftlicher Spieler bekannt. Nach Beendigung des amerikanischen Krieges war er nach Italien gegangen, und hatte dort ansehnliche Summen verloren. Mehrere Jahre hörte man in England, wo er kein Vermögen mehr hatte, nichts von ihm, als er unerwartet, und wie's schien, in sehr glücklichen Umständen, in London auftrat. Seine Verwandschaft mit dem Baronet eröffnete ihm die ersten Häuser, und sein einnehmendes Aeußere machte ihn sehr beliebt; besonders aber wurde er dem Baronet selbst bald unentbehrlich. Sie hatten früher zusammen in Amerika gedient, aber bei verschiedenen Corps, und daher war dort ihre Bekanntschaft nur flüchtig gewesen; jetzt war sie desto enger. Capitain Lindsay spielte mit gleicher Leidenschaft wie vormals, und verlor und verschwendete bedeutende Summen. Der Baronet machte ihm vergebliche Vorstellungen. „Wenn mein Geld alle ist," sagte er leichtsinnig, „so weiß ich, wo ich mir

neues hole." Endlich schien der Zeitpunkt gekommen zu seyn, und er beredete den Baronet, der ihn großmüthig unterstützte, zu einer Reise nach dem festen Lande. Nach einigen Monaten kam die Nachricht nach England, Capitain Lindsay sey von Straßenräubern ermordet worden, der Baronet habe sich aber gerettet, und bald darauf liefen Wechsel auf große Summen ein, welche der Baronet, um seine Reise fortzusetzen, bei dem Verluste des Geldes, das er bei sich geführt, auf die mitgenommenen Credit-Briefe gezogen habe. Die Größe der Summen erregte Verdacht, man glaubte eine Verschiedenheit zwischen der Unterschrift des Baronets und der Wechsel zu bemerken, so täuschend sie auch auf den ersten Blick waren, und es wurden sichere Personen herüber gesandt, sich von der Richtigkeit der Person des Baronets zu überzeugen. — Der englische Resident in . . . hatte keinen Argwohn schöpfen können, daß er nicht sey, wofür er sich ausgab, und hatte daher ihm als einen Mann, den er dem Rufe nach als einen der edelsten Menschen und als das Haupt einer sehr angesehenen Familie kannte, alle Unterstützung schuldig zu seyn geglaubt; die Beschreibung aber, die er von seiner Person gab, setzte bald den Betrug außer allen

Zwei-

Zweifel. Man verfolgte seine Spur, allein sie wurde hinter Zürich unsicher, und war jenseits der Alpen, von woher Rosalinde ihre Briefe überschrieben hatte, gar nicht aufzufinden.

„Denken Sie sich unser Gefühl,“ sagte Robert, „Sie in solchen Händen zu wissen. Daß Sie doch nicht fern von den Alpen seyn könnten, war uns klar, und ich beschloß, mich selbst auf den Weg zu machen, Sie aufzufinden und wo möglich zu retten. Ich kam bis Disentis und erzählte dort die Ursache meiner Reise, um bei den Mönchen, die oft weit herumkommen, vielleicht eine Spur aufzufinden, und siehe, einer der Mönche, der auf seinen botanischen Streifzügen oft das Gebirge durchstreicht und mit allen Fußwegen und Schluchten bekannt ist, wußte, daß ein Engländer sich seit einiger Zeit auf einem einsamen Schlosse dort aufhielt, in das aber ein Fremder nicht leicht Zutritt fand. Er übernahm den Versuch, wenn Sie dessen Gattin wären, Ihnen die Zeilen zuzustellen, die Gott an Sie gelangen ließ.

Mit welchen Gefühlen hörte Rosalinde diesen Bericht an. Neues über ihren Gatten konnte er sie aber nichts lehren, denn sie selbst wußte mehr. Sie kämpfte mit sich, ob sie dem Redlichen, der so brüderlich sich ihrer

an-

angenommen, alles entdecken solle, aber — sollte sie dem, von dem sich ihr Herz nur blutend losgerissen hatte, einem gewissen, schändlichen, obgleich verdienten Tode preisgeben? — Sie theilte also Robert nur mit, was ihr mit dem Bilde begegnet war, und gründete ihre Trennung von Lindsay ganz auf den Verdacht, den sie daraus geschöpft, und den ihr die Zeilen von seiner Hand bestättigt hätten. Unerschöpflich aber war sie in ihrem Danke, und Robert — fühlte sich für alles, was er gethan, reichlich belohnt, denn ihm ging eine neue frohe Hoffnung auf. Sein Herz fühlte für Rosalinden mehr als je; sie dünkte ihm noch reizender, noch anziehender als vormals: der Kummer lieh ihr eine höhere Anmuth. Daß sie wünsche, ein so unglückliches Band so schnell als möglich zu trennen, hatte sie ihm schon erklärt.

So besorgt auch Robert war, daß die schnelle ununterbrochene Reise sie zu sehr erschöpfen möchte, so trieb es sie doch mit einer wahren Seelenangst nach Friedheim, und er mußte ihren Bitten seine gerechten Besorgnisse opfern. — Aber welch ein Augenblick war der ihrer Ankunft! Welche Erinnerungen weckte der Anblick der wohlbekannten Gegenstände in Rosalindens Herzen! — Ohnmächtig sank sie der

Freun-

Freundin in die Arme, und ob sie gleich sich bald wieder zu erholen schien, so zeigten sich doch nach einigen Tagen der Ruhe, die Folgen der erlittenen Stürme. — Robert war, bei dem Anscheine, daß es nur ein vorübergehender Anfall gewesen sey, gleich zu seinen dringenden Geschäften nach ... zurück gekehrt; aber wenige Tage darauf erhielt er die Nachricht, daß für das Leben der Geliebten zu fürchten sey. Er nahm sogleich einen geschickten Arzt, seinen Freund, mit sich, und eilte zu der Unglücklichen. Sie lag bereits seit mehrern Stunden in einem todtähnlichen Schlafe. Roberts Verzweiflung war gränzenlos, so wie der Kummer aller in der Pfarrwohnung, die mit bangen Blicken ihr Lager umstanden: besonders war der arme Pfarrer in einem bedauernswürdigen Zustande, denn er klagte sich an, durch zu großes Vertrauen in den Menschen zu ihrem Leiden beigetragen zu haben. Der Arzt sprach ihnen Trost ein. Nach seiner Versicherung war dieser Schlaf eine Wohlthat der Natur, die eine gefährliche Krise vielleicht glücklich vorüberführen könne, und so war es auch: nach fast vier und zwanzig bangen Stunden schlug Rosalinde die Augen auf, und bald wurde sie von ihren Freunden von Neuem ins Leben willkommen

men geheißen. — Beruhigt konnte Robert sich mit dem Arzte entfernen, und sie der Pflege der zärtlichsten Freundschaft und ihrer Jugend und guten Natur überlassen.

So viele Theilnahme rührte Rosalindens dankbares Gemüthe. Sie empfand nun, da ihr Herz, das sich von dem Bösewicht den sie verabscheuen mußte, völlig losgerissen hatte, für den Mann, der mit immer gleicher Zartheit und mit mehr als Bruderliebe für sie vom ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft an, besorgt gewesen war, ein Gefühl, in welchem sich Verehrung und Dankbarkeit mit der ruhigen, aber innigen Neigung verband, die sie stets für ihn empfunden hatte. Als sie einst, schon eine geraume Zeit nach ihrer gänzlichen Wiederherstellung, mit der innigsten Wärme von seinen Wohlthaten zu ihren Freunden sprach, da wagte es der Pfarrer ihr zu entdecken, wie sie dem Redlichen alles vergelten könne, und sie mit Roberts lange geheim genährten Gefühlen bekannt zu machen. Sie konnten Rosalinden kein Geheimniß mehr seyn, und doch überraschte sie diese Erklärung; aber es war die Ueberraschung der Freude, daß sie im Stande seyn sollte, so viele Treue zu vergelten. Der Pfarrer las dieses Gefühl in ihren Mienen, die Pfarrerin umschlang sie mit schwe-

sterlicher Zärtlichkeit, und in einigen Tagen kam Robert, überbrachte der Geliebten die ausgewirkte Trennung ihrer Ehe, und schloß sie mit Entzücken als seine Braut in seine Arme.

Als er sie so nannte, schauderte Rosalinde unwillkührlich, denn plötzlich traten Lindsay's Drohungen furchtbar vor ihre Einbildungskraft. Robert bemerkte dieß, und wußte sich's nicht zu erklären. Er drang zärtlich in sie, wenn sie irgend einen Widerwillen gegen eine Verbindung mit ihm empfinden sollte, es ihm frei zu endecken: ihr Glück gehe ihm noch über die Seligkeit, sie s e i n zu nennen. Rosalinde fühlte sich tief erschüttert; sie konnte dem Drange nicht widerstehen, endlich ihr Herz des drückenden Geheimnisses zu entledigen, und sie entdeckte ihm die Ursache des unwillkührlichen Schauders, der sie übermannt hatte.

„Sollte ich Dich, mein Wohlthäter," rief sie aus, „der Rache eines Blutdürstigen preisgeben?"

Robert suchte sie zu beruhigen. Nach den Erkundigungen, die er eingezogen, hatte Lindsay sich aus Bündten entfernt. Wohin er sich gewendet, wußte Niemand; wahrscheinlich war er aber nach Italien gegangen und es war nicht zu befürchten, daß er sich in die Gegenden wieder wagen würde, wo er der größten Gefahr ausgesetzt wäre entdeckt zu werden, und da noch einige Monate verflossen,

ohne

ohne daß irgend eine Spur von ihm sich gezeigt hatte, so wurde sie sicher und überließ sich frei der frohen Hoffnung, in den Armen eines redlichen Mannes, der durch Thätigkeit und Liebe ihr eine heitere Zukunft verhieß, Entschädigungen für die Leiden zu finden, die so unerwartet über sie gekommen waren.

Alle Vorkehrungen waren getroffen, daß Robert seine Braut heimführen wollte. Er kehrte nur noch einmal allein zur Stadt zurück, um nach wenigen Wochen wieder zu kommen und auf Friedheim von der Hand des Bruders das Band knüpfen zu lassen, das sein Glück ihm fesseln sollte. Es war ein schöner Herbstabend; Rosalinde gab ihm die Anhöhe hinunter das Geleite, und begleitete ihn eine Strecke längs dem buschigen Ufer. Die beiden Verlobten sanken einander an die Brust, und trennten sich dann im frohen Vorgefühl eines ungetrübten Glücks. Ihr Herz, mit mannigfaltigen Gefühlen, ihre Phantasie mit den buntesten Bildern beschäftigt, ging Rosalinde langsam der Anhöhe zu. Da wurde sie einer langen Gestalt, in einem Mantel gehüllt, gewahr, welche ihren Schritten folgte. Sie verdoppelte sie — ihr wurde ängstlich zu Muthe; schneller folgte ihr die Gestalt und plötzlich fühlte sie sich ergriffen und eine nur zu wohl gekannte Stimme rief ihr furchtbar zu:

„Erinnerst du dich, Treulose, meines Schwures? — Du stirbst zuerst und dann dein Buhle!“

Rosalinde sank erstarrt zurück; sie sah mit Todesangst den Dolchbewaffneten Arm gegen sie erhoben — sie war verloren — als plötzlich ein Hund auf den Mörder zusprang und ihm wüthend in den Arm fiel, daß diesem der Dolch entsank und er seine Beute mit einem Gebrülle fahren ließ. — Rosalinde floh — es fiel ein Schuß — sie rannte von Angst beflügelt die Anhöhe hinauf. Der Pfarrer stürzte mit seinem Knechte ihr entgegen, nahm sie in seine Arme — der Knecht eilte der Stelle zu, wo der Schuß gefallen war. Er fand einen Hund in seinem Blute sich wälzen, und erkannte ihn bald für den Hund des Engländers, der vor einem Jahre die schöne junge Frau geheirathet hatte, die jetzt die Braut des Bruders seines Herrn war. Von dem Mörder war keine Spur. Als der Pfarrer dieß hörte befahl er zu sehen, ob der Hund noch zu retten sey. Er wurde halbtodt herauf gebracht. Rosalinde näherte sich bebend und mitleidsvoll ihrem Retter. Es war Fingal — er leckte noch einmal ihre Hand und verschied. Die Dankbarkeit errichtete ihm nachmals an der Anhöhe ein Denkmal, das noch die Stelle bezeichnet, wo er fiel; von Lindsay aber war von diesem Augenblick an jede Spur auf immer verschwunden.

Die drei Nebenbuhler.

Novelle

von

Streckfuß.

In Neapel lebte einst ein Edelmann, Servisi genannt, welcher bis in sein dreißigstes Jahr sich allen Lüsten ergeben, mit Weibern und auf Gelagen einen großen Theil seines Vermögens verschwendet, und tolle Streiche ohne Zahl ausgeübt hatte. In diesem Alter brachte ihn die Erschöpfung seiner Kräfte zur Besinnung. Er überschlug, was ihm an Vermögen übrig geblieben, und fand, daß es noch hinreiche, um zu leben, und bei strenger Sparsamkeit auch das, was er vergeudet, wieder zu ersetzen. Er nahm sich nun vor, ein ordentlicher Mann zu werden, und ward ein Geizhals und Murrkopf. Aus Bequemlichkeit heirathete er. Aber die üble Laune und Eifersucht des Mannes brachte die Frau unter die Erde, nachdem sie ihm zwei Töchter geboren hatte.

Diese zwei Schwestern, Giulia und Bettina, wurden von Jahr zu Jahr schöner und so schön, daß sie, obwohl noch nicht völlig erwachsen, in Neapel großes Aufsehen erregten, und unter

dem

dem Namen der schönen Schwestern bekannt wurden. Dies gereichte nun zwar ihrem Vater zu großer Freude, weil er durch Verheirathung der Mädchen an reiche Männer nach seiner eigenen Auswahl, nicht nur das Heirathsgut zu ersparen, sondern auch sich selbst mancherlei Vortheile zu verschaffen hoffte. Indessen kam ihm doch wieder die große Schönheit seiner Töchter bedenklich vor, indem er, aus seinem frühern Jahren her mit den Neigungen des weiblichen Geschlechts bekannt, wohl wußte, daß, wenn es schwierig sey, zwei häßliche Mädchen zu hüten, die ihre Liebhaber erst selbst suchen müssen, es ganz unmöglich falle, zwei schöne zu bewahren, welche zugleich suchen und gesucht werden, und daher gewöhnlich längst gefunden haben und gefunden worden sind, ehe der Vater für sie gewählt hat. Da nun auch zwei Mädchenköpfe, wenn sie sich gegenseitig unterstützen, einen solchen Reichthum von Listen, Ränken und Erfindungen erzeugen, und sich von Tage zu Tage mehr zu einer solchen Gewandtheit in deren Ausführung ausbilden, daß der klügste Mann, trotz aller Aufsicht und Strenge, seinem Schicksale, von Weibern betrogen zu werden, bei ihnen nicht entgehen kann, so fand Servisi gerathen, als nun die

äl-

älteste Tochter, Giulia, mannbar zu werden anfing, die jüngste, Bettina, zur weitern Erziehung in ein Kloster zu thun, und sie dort so lange zu lassen, bis er Gelegenheit gefunden haben würde, die älteste nach seinem Sinne zu verheirathen. Diese setzte er unter die Aufsicht einer Duenna, auf deren Strenge er sich um so sicherer verlassen konnte, da sie von jeher zum Entsetzen häßlich gewesen, und die Stiefmütterlichkeit der Natur an allen denjenigen, welchen diese die ihr versagten Freuden der Liebe gewähren wollte, zu rächen geneigt war.

Kaum war Bettina ein Jahr im Kloster gewesen, als der Vater für Giulia eine Partie fand, die seinen Wünschen vollständig entsprach. Es war dies ein ältlicher reicher Mann, Buffolo mit Namen, der bis jetzt, wie Servisi in seiner Jugend, sich allen Lüsten ergeben, und jedem Gedanken an eine Heirath längst entsagt, bei Giuliens Anblick aber — wie es alten Wüstlingen gar häufig zu gehen pflegt — sich so in Liebe entzündet hatte, daß er jede Bedingung, die ihm der Vater vorschrieb, ohne Weigerung einging, um nur in den Besitz des herrlichen Madonnenbildes zu kommen. Der Handel, nach welchem Servisi eine ansehnliche Summe für sich selbst erhielt, war in Richtig-

keit

keit gebracht, und Servisi kündigte seiner Tochter nun an, daß sie in nächster Woche den Buffolo heirathen werde. Aber wie sehr war er erstaunt, als Guilia erst mit süßem Bitten und Flehen ihn von dem Gedanken abzubringen versuchte, dann verzweifelnd weinte, stöhnte und die Hände rang; endlich aber, als dies alles nichts half, vielmehr der Vater unbeugsam auf seinem Sinne blieb, auch tobte und drohte und Neigung bezeigte, das zarte Töchterlein für ihre Widerspenstigkeit sofort thätlich zu bestrafen, plötzlich ganz ruhig wurde, sich in die Brust warf, und mit dem einen der kleinen Füßchen keck auf den Boden stampfend, kalt und spöttisch versicherte, sie wolle den ausgetrockneten Buffolo nicht heirathen, und werde ihn nicht heirathen.

Dieser Widerstand brachte den Servisi sogleich auf den Gedanken, daß eine andere Liebe sie so keck machen, und daß sie ihrer Sache vollkommen gewiß seyn müsse. Und wirklich war es der Schönen, ungeachtet der strengen Aufsicht des Vaters und der Duenna, in der Kirche und auf dem Wege zur Kirche, vom Balkon herab, und bei andern kleinen Gelegenheiten, aus welcher jedes Mädchen große Vortheile zu ziehen versteht, gelungen, zwei schöne junge

Männer in sich verliebt zu machen, und sich in einen von ihnen wieder zu verlieben.

Der letztere, Garbati, war Hauptmann von der Königlichen Garde, ein sehr schöner Mann und tapferer Degen, von alter Familie, aber von so mäßigem Vermögen, daß er in den Augen des Vaters mit dem reichen Buffolo sich durchaus nicht messen konnte. Er stand wegen seiner Rechtschaffenheit in dem besten Rufe, ausser daß er höchst jähzornig war, und daher mit seinen Kameraden und andern gar häufig in Händel kam, die er mit dem Säbel in der Faust zu schlichten jederzeit bereit war. Kaum hatte er Guilien erblickt, als er bis zur Raserey in sie verliebt ward. Und da auch auf sie der schöne Soldat einen gleichen Eindruck gemacht hatte, so geschah es, daß sie hinter dem Rücken der Duenna erst Blicke, dann Briefe, hierauf bey künstlich angelegten Zusammenkünften Worte, und zuletzt gar süße Blicke wechselten und sich ewige Treue gelobten.

Der andere hieß Cervaconte und war ebenfalls Hauptmann von der Garde. Er konnte für einen eben so schönen Mann gelten, als Garbati, und war dabei ruhiger und besonnener, daher er auch, obwohl er ebenfalls keiner Gefahr auswich, nur selten in Ehrenhändel gerieth.

Bei

Bei einem leichten Blute und heitern Sinne wußte er alles schnell zum Besten zu kehren. Obwohl er sonach liebenswürdiger seyn mochte, als der wilde Garbati, so gefiel er doch, da die Liebe nun einmal blind ist, Giulien weit minder als dieser. Indeßen wird kein Mädchen beleidigt, wenn außer dem Auserwählten, auch noch einige andere in sie verliebt sind. Giulia, welche zwar mit treuem Gemüthe lediglich ihren Garbati liebte, nährte daher demungeachtet durch Blicke, die sie dem andern in der Kirche, und wo er sonst ihr zu nahen Gelegenheit fand, mit Bedeutung zuwarf, das Feuer der Liebe, das, die Wahrheit zu sagen, den Cervaconte ohnehin mehr angenehm wärmte, als lodernd durchglühte. Denn er kannte noch einige andere Damen, und fühlte, daß er, wenn er bei Giulien nicht glücklich wäre, bei jenen sich würde trösten können. Indessen gefiel ihm doch Giulia am meisten unter allen, und er würde, da er ebenfalls von guter Familie und sehr reich war, ohne Umstände sich um die Schöne beworben haben, wenn er nicht zuvörderst überzeugendere Beweise ihrer Liebe hätte erlangen wollen.

Beide, Garbati und Cervaconte, waren einst vertraute Freunde gewesen. Da sie aber seit einiger Zeit sich gar häufig auf Giuliens Wegen

gen begegnet und gegenseitig ihre Blicke belauscht hatten, so fingen sie an zu ahnen, daß sie Nebenbuhler seyen. Je mehr diese Vermuthung sich bestätigte, um desto mehr erkaltete ihre Freundschaft. Einige mal schon hatte der wilde Garbati an dem andern Händel gesucht, welchen jedoch dieser bis jetzt noch klug genug zu entgehen gewußt hatte. Indessen war es nun von ihm ein für allemal beschlossen, bei der nächsten Gelegenheit dem Streite nicht mehr auszuweichen, sondern ihn, sobald jener Neigung dazu bezeigen würde, mit dem Degen in der Faust auszumachen.

Auf die Spur beider Liebhaber wurde Servisi durch einige zusammentreffende Zufälle geleitet.

Es hatte nämlich Cervaconte der Duenna, als sie ihm einmal Abends auf der Straße begegnete, nach gepflogener Verhandlung einen Beutel mit Gold und ein zärtliches Schreiben an die schöne Guilia in die Hand gedrückt, und von ihr das Versprechen erhalten, das Briefchen richtig zu übergeben. Da jedoch Servisi ihr, wenn sie nicht binnen vier Wochen den Geliebten der Tochter entdecken würde, sie aus dem Hause zu werfen, gedroht, für die Entdeckung aber ihr eine ansehnliche Summe versprochen hatte,

so

so fand das redliche Gemüth für gut, vor allen Dingen auf ihr Kämmerlein zu gehen, und den Inhalt des Beutels näher zu untersuchen. Das darin befindliche Geld entschädigte sie kaum für das, was Servisi ihr für die Entdeckung zugesagt hatte, noch weniger aber für den Verlust ihres Dienstes. Ihr Gewissen, das ihr übrigens den Beutel zu behalten rieth, trieb sie daher, das Billet dem Vater zuzustellen, und sich dafür das Versprochene auszubitten.

Servisi erbrach den Brief, und fand darin nichts weiter, als die zärtlichsten, jedoch ehrerbietigsten Liebesversicherungen, und die flehentliche Bitte, Guilien nur einmal im geheim sprechen zu dürfen, um sie auch mündlich von der Größe seiner Liebe zu überzeugen.

Der erfahrne Servisi ahnte sogleich, daß dies nicht der Liebhaber seyn könne, der seinem übrigens so folgsamen Töchterlein so große Keckheit eingeflößt hatte. Diese konnte nur aus einer länger genährten und gestandenen Leidenschaft, aus einer entschiedenen Verbindung entstehen. Indem er der schnatternden Duenna, ungeachtet der gründlichsten Gegenvorstellungen, den versprochenen Lohn vorenthielt, und sie zuvörderst zur Entdeckung des beglückten Liebhabers aufforderte, leitete ihn ein anderer Vorfall, ohne

Beihülfe der getreuen Dienerin, auf diese Entdeckung.

Es kam nämlich Buffolo außer sich zu ihm ins Zimmer gestürzt, von Staßenkothe strotzend, und, da er gänzlich athemlos war, in abgebrochenen Worten mit großer Anstrengung fürchterlich fluchend. Er schwur, daß er nicht eher an eine Eheverbindung mit Guilien denken wolle, als bis der vermaledeite Bandit, der Räuber todt, oder doch lebenslänglich aus Neapel verbannt sey. Dazwischen rieb er sich auf dem Lehnstuhle, auf den er sich geworfen hatte, unter gräulichen Verzerrungen des Gesichts abwechselnd Schultern und Arme, Ribben und Schenkel, und fing wenn er eine schmerzhafte Stelle zu stark berührt und dazu laut aufgeschrieen hatte, immer wieder von neuem zu fluchen und zu schwören an.

Die Sache war folgende. Es hatte Guilia, trotz aller Aufsicht, Gelegenheit gefunden, ihrem Geliebten zu melden, daß ihr Vater sie zu einer Heirath mit Buffolo zwingen wolle. Garbati, der den schlotternden Nebenbuhler gut kannte, beschloß sogleich, ihm alle Heirathsgedanken auf eine zuverlässige Art zu vertreiben. Ihm war es bekannt worden, daß Buffolo, ungeachtet er Bräutigam zu seyn glaubte, sich regel-

mäßig

mäßig alle Abende in einem engen Gäßchen einfand, wo zwei gutwillige Schönen und ein in jeder Hinsicht mit ihnen verwandter Bruder wohnten. Garbati fand sich daher zu der Zeit, wo Buffolo zu kommen pflegte, an der Hausthür dieser Schönen ein, und nahm dort den Nebenbuhler in Empfang. Mit der bedeutungsvollen Versicherung, daß er etwas Wichtiges mit ihm zu sprechen habe, führte er, halb mit Gewalt den bedenklichen Buffolo auf einen einsamen Platz vor der Stadt. Hier versicherte er ihm, nachdem er seinen Erklärungen als erläuternden Prolog einige derbe Ohrfeigen vorausgeschickt hatte, Buffolo sey ein Schurke, der sich auf der Stelle mit ihm schlagen müsse, weil er die Frechheit habe, ein Mädchen heirathen zu wollen, das er, Garbati, liebe. Umsonst ertrug der Unglückliche Ohrfeigen und Schimpfworte mit Eselsgeduld, umsonst legte er sich auf Entschuldigungen und flehentliches Bitten. Garbati blieb dabei, daß er sich auf der Stelle mit ihm schlagen müsse. Als Buffolo, seinen Armen weniger trauend als seinen Füßen, von weitem eine Laterne daher kommen sah, fing er an, wie ein Verzweifelnder: Hülfe! Hülfe! zu brüllen, und machte sich auf, dem Peiniger, welcher vor dem gellenden Tone auf einen Augenblick

er-

erschrocken war, mit großen Sprüngen zu entfliehen. Aber dieser hatte ihn bald eingeholt, faßte ihn wüthend beim Kragen, und warf ihn mit einer Hand zu Boden nieder, zog ihn dann bei den zappelnden Beinen in ein daneben befindliches Kothloch, worauf er ohne Unterlaß mit dem Stocke auf ihn zudrosch, immer dazu ausrufend: Schurke, so soll dirs alle Tage gehen, wenn du dich unterstehst, auf die schöne Giulia Servisi Anspruch zu machen. — Erst als Buffolo nur ganz matt noch zappelte und schrie, ließ er von ihm ab, indem er glaubte, daß das Mittel nun stark genug applicirt sey, um durchgreifend zu wirken.

Als der unglückliche Gebläute dem Servisi das Wesentliche dieser traurigen Geschichte nun erzählt und dabei seine Verwünschungen wiederholt hatte, suchte ihn Servisi durch die Versicherung zu beruhigen, daß er den Feind bestrafen und vollkommen unschädlich machen werde. Während einige kaum das Lachen verbergende Bedienten beschäftigt waren, den Buffolo in reine Wäsche und einen Schlafrock des Servisi zu bringen, ging dieser, nur zuweilen zerstreut nach der ächzenden Jammergestalt hinblickend, die Stirn gedankenvoll reibend, in der Stube auf und ab. Er rief sich alle die

Streiche zurück, die er ehedem, als Liebhaber, den Mänern und Vätern gespielt hatte, und dachte darauf, wie er nun den Speer umkehren, und als Vater nunmehro beide Liebhaber seiner Tochter mit einer List von der äußersten Feinheit bedienen könne. Endlich schlug er sich freudig an die Stirn, und rief so laut: Gefunden! — daß Buffolo, welcher von Mattigkeit eben ein wenig eingeschlummert war, darüber erschrocken auffuhr. Servisi theilte ihm nun seinen Plan mit, und machte sich sogleich an die Ausführung.

Er ging nämlich zu seiner Tochter, und sagte ganz freundlich: Meine liebe Giulia, daß ein Kind immer Unrecht thut, wenn es seinem Vater kein Vertrauen schenkt, habt ihr aufs neue bewiesen. Wenn ihr mir eure Liebe gestanden und eure Geliebten benannt hättet, so würde ich mit Vergnügen meine Einwilligung zu eurer Verbindung mit einem so ruhmwürdigen Edelmanne und stattlichen Officier gegeben, und mich mit dem Buffelo in keine Unterhandlungen euretwegen eingelassen haben. Ich erkläre euch also hiermit, daß ich in eure Liebe einwillige. Nur muß solche keine leere Liebelei bleiben, sondern sogleich zur Heirath führen. Schreibt demnach eurem Geliebten,

daß

daß er Morgen Abend um acht Uhr herkommen und mit mir das Weitere verabreden möge.

Giulia war über diese Rede, an deren Wahrhaftigkeit sie keinesweges zweifelte, vor Freuden außer sich, fiel ihrem Vater um den Hals, und küßte ihn tausendmal, lachte und weinte abwechselnd und wußte nicht, was sie alles vor Liebe, Freude und Dankbarkeit beginnen sollte. Sie schrieb daher auch sogleich mit wenig flüchtigen Worten das Billet, welches ihr Vater unversiegelt und unüberschrieben an sich nahm, mit der Versicherung, daß er es selbst bestellen lassen wollte.

Wirklich schickte er es auch sogleich an den Garbati, ging aber eine Viertelstunde darauf zu Giulien zurück, und versicherte ihr bedauernd, er habe aus Versehen das Billet zerrissen, daher sie ein anderes ganz gleichen Inhalts schreiben, jedoch darin, weil er selbst vielleicht um acht Uhr noch nicht zu Hause seyn möchte, ihren Freund auf halb neun Uhr bestellen solle.

Giulia, im Uebermaaße ihrer Freude nichts Arges ahnend und über den Eifer ihres Vaters entzückt, that sogleich, wie er wollte; worauf denn Servisi das zweite Billet ebenfalls mit sich fortnahm, es versiegelte und überschrieb, und es an den Cervaconte überschickte.

Der Plan des alten Fuchses war folgender. Die beiden Liebhaber sollten, so wie sie ankämen, in zwei an einander stoßende, mit einer Thür verbundene Zimmer geführt werden. Damit sie nicht etwa vor der Zeit den Betrug merken und sich entfernen möchten, wollte er die auf den Vorsaal führenden Thüren sogleich nach ihrem Eintritte wieder verschließen lassen, wogegen die Thür, welche beide Zimmer verband, unverschlossen bleiben sollte. Nun war vorauszusehen, daß einer oder der andere der beiden Liebhaber, wenn sie durch langes vergebliches Harren ungeduldig geworden, endlich versuchen würde, ob nicht durch das Nebenzimmer zu entkommen sey, wo dann beide sich treffen mußten. Hier kam es dann gewiß zwischen ihnen zu Erklärungen, über diese aber, da Garbati als ein äußerst hitziger Schläger, Cervaconte aber ebenfalls als ein tapferer Offizier bekannt war, zum Zweikampf. Bei der Wuth, in welche der Gegenstand sie versetzen mußte, war bestimmt zu hoffen, daß der eine getödtet oder doch gefährlich verwundet, der andere aber genöthigt seyn würde, aus Neapel zu entfliehen. Damit sie nun auch Gelegenheit fänden, den Zweikampf gleich in der ersten Wuth auf irgend einem freien Platze vorzunehmen, sollten

an die Fenster von außen Leitern angelegt werden, so daß sie, um sich recht bemerklich zu machen, über die offenen Fenster in die Stube hineinschauten. Auf diesen sollten sie in den Garten kommen, dessen hintere Thür offen gelassen war, um sie ins Freie zu führen.

Servisi, welcher diesen Plan für ganz untrüglich hielt, bildete sich viel auf dessen Erfindung ein und konnte kaum den Abend erwarten, an welchem er beide Nebenbuhler durch sich selbst ins Verderben bringen wollte.

Am selbigen Tage war Bettina, die jüngere Tochter, aus dem Kloster in das väterliche Haus zurückgekommen. Es hatte nämlich Servisi, sobald er die Verheirathung der Giulia mit Buffolo für gewiß hielt, sie zurückberufen, theils um die Pension zu ersparen, theils um auch sie, die unterdessen mannbar geworden, so schnell und so vortheilhaft als möglich zu verkaufen. Sobald er sie wieder sah, faßte er auch die bestimmteste Hoffnung, daß die Gelegenheit dazu nicht lange ausbleiben würde. Denn Bettina, welche im funfzehnten Jahre stand, war so ausserordentlich schön geworden, daß sie Giulien nicht nur nichts nachgab, sondern sogar von Liebhabern, die das Sanfte mehr lieben als das Feurige, ihr noch vorge-

zogen werden mußte. Die Einsamkeit des Klosters, und die häufigen Gespräche, welche einige junge Nonnen über die Süßigkeit der Liebe mit ihr geführt, hatten ihr etwas so Schmachtendes gegeben, daß ihr ganzes Wesen, besonders ihr großes dunkelblaues Auge, in welchem Schüchternheit und Verlangen sich wunderbar vermischte, dadurch gleich auf den ersten Anblick einen ganz unwiderstehlichen Reiz gewann.

Servisi beschloß, sie mit als Werkzeug zu Ausführung seines Plans zu gebrauchen. Denn weil er mit den beiden Liebhabern, besonders mit dem immer schlagfertigen Garbati, aus Furcht, daß der Plan durch unglückliche Zufälle denn doch scheitern und die Wuth beider gegen ihn sich richten könne, nicht selbst zusammentreffen, der Duenna aber, welcher er seit Verweigerung des versprochenen Geschenkes nicht mehr traute, nichts merken lassen wollte, so trug er Bettinen auf, die Ankommenden unten an der Hausthür zu empfangen, jeden in das für ihn bestimmte Zimmer zu führen, sie dabei zu versichern, daß Giulia gleich da seyn würde, die Thür selbst aber dann wieder zu verschließen.

Und so geschah es. Garbati kam zuerst,

war

war aber, als ein bis zur äußersten Heftigkeit Verliebter, mit sich selbst und der bevorstehenden Zusammenkunft viel zu sehr beschäftigt, als daß er die holdselige Führerin, da es nicht seine Giulia war, weiter hätte betrachten sollen. Cervaconte hingegen, welcher den Sinn für fremde Reize noch bei weitem nicht verloren hatte, faßte sie, gleich allen andern Schönen, die ihm nahe kamen, scharf ins Auge. Da war ihm, als ob plötzlich, gleich einem Blitzstrahle, das Licht der wahren Liebe in seine Seele fiele. Ihm schien, als habe ihn Giulia nur wegen der Aehnlichkeit mit dem herrlichen Wesen gereizt, das jetzt so kindlich und doch im üppigen Schmucke der reifen Jungfrau vor ihm stand. Der Eindruck, den beide Schwestern auf ihn gemacht, verhielt sich gegen einander wie der eines schönen Gemäldes zu dem, welchen das lebende schönere Original hervorbringt. Er konnte seine Blicke in ihrem Anschauen nicht sättigen. Der Mann, der die Weiber kannte und gewohnt war, ihnen zu gefallen, daher aber Schüchternheit gegen sie seit langer Zeit nicht gefühlt hatte, konnte nur mit abgebrochenen, aus gepreßter Brust mühsam hervorgebrachten Worten mit dem schönen Mädchen ein Gespräch anknüpfen, und erfuhr dadurch

durch, daß Bettina Giuliens Schwester und heut erst aus dem Kloster zurückgekehrt sey.

Bettina ihrerseits, so jung sie auch war, bemerkte deutlich, welche Wirkung ihr Erscheinen auf den jungen Helden hervorbrachte, und freute sich darüber um so inniger, da sie auch in sich selbst die Gluth der Liebe bei seinem ersten Anblicke emporlodern fühlte. Sie ahnete, daß dem schönen Manne hier ein Betrug gespielt werden solle, und schwankte hin und her, ob sie ihn warnen solle, oder nicht. Die Furcht vor dem Vater behielt endlich die Oberhand, und sie führte den Jüngling in das für ihn bestimmte Zimmer, aber so langsam und zögernd und mit so wenig verhehlter Theilnahme, daß er noch mehr Zeit und Veranlassung gewann, sich an ihren Blicken zu entzünden. Betrübt, ja mit Thränen in den Augen, sagte sie ihm, daß Giulia gleich hier seyn werde. Da ergriff er zum Abschiede ihre Hand und bedeckte sie mit vielen heissen Küssen, konnte auch lange sich nicht entschließen, sie von sich zu lassen, bis man endlich im Hause eine Thür gehen hörte, und Bettina sich von ihm losriß und verschwand.

Dem Jüngling war es wunderlich zu Muthe. Ihm graute vor der Zusammenkunft mit Giu-

lien,

lien, welcher er vor wenigen Minuten noch so sehnlich entgegen gesehen hatte. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er, wie dem zu Muthe sey, dessen Herz ein einziges Bild vollständig ausfüllt. Giulia hatte für ihn keinen Reiz mehr. Er warf sich in den Lehnstuhl, die Hand vor Stirn und Augen gelegt, und dachte tief verloren in frohen und ängstlichen Träumen der Erscheinung nach, die wunderbar hold bei ihm vorübergeschwebt war.

Unterdessen wurde dem Garbati, welcher im Nebenzimmer bereits eine halbe Stunde voll Ungeduld gewartet hatte, von Augenblick zu Augenblick die Zeit länger. Er war wenigstens schon einige Dutzend Male die Stube mit Heftigkeit auf und abgegangen, hatte bald zum Fenster hinaus geblickt, bald an der Thür gehorcht, ob er nicht die Tritte der Geliebten vernehme. Als er sie leise zu öffnen versuchte, fand er sie verschlossen. Dies und die in die Stube hereinblickende Leiter ließen ihn irgend einen Betrug ahnen, welchen man ihm für die gestern an den Buffolo verschwendeten Liebkosungen zu spielen gedenke. Noch mehr wurde er in dieser Ahnung bestärkt, als er nun bei Cervaconte's Ankunft eine männliche und eine weibliche Stimme, im Nebenzimmer flisternd,

ver-

vernahm, nachher aber, obwohl er gehört hatte, daß jemand hereingetreten war, dort alles still wurde. Auch hörte er, daß jemand auf dem Vorsaale herumschlich und, wie es schien, an seiner Thür horchte.

Voll Zorn über seine Vermuthung, beschloß er, sich sogleich Aufklärung zu verschaffen. Mit dem Säbel in der Faust öffnete er die Thür des Nebenzimmers, und sah hier, bei dem Scheine des von Bettinen zurückgelassenen Lichtes, den Cervaconte, der ohne sein Eintreten zu hören, noch immer, die Hand auf Stirn und Augen gedrückt, auf dem Lehnstuhle saß. Auf Garbati's donnerndes: Wer da! sprang jedoch jener heftig erschreckend empor, und stand im Augenblicke mit dem bloßen Säbel in der Faust, dem andern gegenüber.

Was habt ihr hier zu suchen? fragte Garbati, der durch den Anblick des Nebenbuhlers in den höchsten Grimm gerieth.

Das frage ich Euch! antwortete jener, zornig über die unwillkommene Störung und des andern verächtliche und harte Anrede.

Ich bin hier, weil Giulia mich hier sehen wollte.

„Ich auch, wie ihr aus diesen Zeilen sehen könnt."

Mit diesen Worten reichte Cervaconte dem andern Giuliens Billet hin. Garbati durchlief es mit blitzenden Augen und verbissenen Lippen, und fand, daß es, bis auf die Bestimmung der Stunde, völlig dem gleich war das er selbst bekommen hatte. Bei dieser Entdeckung, bei der Gewißheit, daß die Züge von Giuliens Hand seien, stieg Garbati's blinde Wuth aufs Höchste. Er zerriß das Billet und trat wüthend darauf herum. Dann drang er auf den andern mit dem Säbel ein, indem er ihm zurief, sich zu wehren.

Im Augenblicke war das Gefecht im Gange. Weil aber Cervaconte, wenn es galt, immer auch aus dem höchsten Zorne zu klarer Besonnenheit schnell zurückkehrte, und sich daher auch hier geschickt vertheidigte, während der andere blind wüthend auf ihn loshieb, so geschah es bald, daß Cervaconte durch eine geschickte Wendung dem Gegner den Säbel aus der Hand schlug, daß er klirrend gegen die Wand flog.

Alles dieß hörten Buffolo und Servisi an der Thür, wohin sie, um zu horchen, sich geschlichen hatten, deutlich mit an. Vom Anfange her freuten sich beide, daß ihr Plan so gut gelang. Als sie aber das Degengeklirr vernahmen, wurde Servisi ängstlich, weil es seine

Ab=

Absicht nicht gewesen war, daß das Duell im Hause hatte vor sich gehen sollen, und er fürchtete, daß, wenn der Eine oder der Andere bliebe, ihm solches zu großer Verantwortung gereichen möge. Mit Schrecken hörte er, wie der Eine entwaffnet wurde, und glaubte nun gewiß, der Sieger werde den Andern tödten, sich selbst durch das Fenster flüchten, und ihm den Leichnam im Hause zurücklassen. Aber er hörte, wie Cervaconte rief: Ich könnte dich nun zwar mit Recht tödten, aber ich verzeihe deinem unsinnigen Zorne, und schenke dir das Leben.

Ich mag kein Geschenk von einem verfluchten Nebenbuhler, schrie Garbati. Tödte mich, ich will nicht leben.

Noch allerhand wilde und heftige Reden wurden zwischen beiden gewechselt, bis nach und nach das Gespräch gemäßigter und endlich so leise wurde, daß die Horchenden nichts mehr verstanden. Schon glaubten diese, die Nebenbuhler seien durch das Fenster entflohen. Aber plötzlich erneuerte sich im Zimmer der grimmige Streit. „Wenn du denn nichts vom Vergleiche hören willst,“ rief Cervaconte, „so muß einer von uns hier auf der Stelle bleiben.“ Das Degengeklirr ging von neuem an, und wilder noch als zuvor. Nach kurzer Zeit hörte man,

daß

daß ein Säbel zur Erde sank, und Garbati matt sagte: „ich habe genug, ich bin ein verlorner Mann!“ — worauf man ein Geräusch vernahm, wie wenn ein Mensch über das Zimmer geschleppt würde und mit den bestiefelten und bespornten Beinen schlotternd den Boden schlüge. Und gleich darauf ertönte auch Cervacontes Stimme, welcher laut und ängstlich: zu Hülfe! zu Hülfe! rief.

Servisi wußte bei dieser unerwarteten und gefährlichen Wendung der Dinge nicht, was er vor Angst thun sollte. Indessen wurde das Hülfsgeschrei von innen immer ärger, Giulia, Bettina und das Hausgesinde kamen erschrocken herzugelaufen. Auch die Nachbarn mußten aufmerksam werden, und so war zu fürchten, daß, je länger das Geschrei dauere, die Begebenheit um so weniger zu verbergen seyn werde. Es blieb ihm daher nichts übrig, als die Thür von außen zu öffnen, worauf denn er und Buffolo, Giulia und Bettina, und mehrere Personen vom Hausgesinde eintraten.

Sie fanden hier den Garbati auf einem Sopha ausgestreckt. Sein Kopf war mit einem in der Eil abgebundenen Stuhlüberzuge verbunden, welcher das Gesicht zur Hälfte bedeckte und, so wie die andere sichtbare Hälfte des

Gesichts, ganz mit Blute besudelt war. Er regte kein Glied, aber sein Athem röchelte, wie der eines Sterbenden. —

Cervaconte lief wie ein Verzweifelnder im Zimmer herum, immer rufend! Wehe mir, ich habe meinen Freund erschlagen.

Als er aber unter den Hereintretenden den Servisi erblickte, lief er mit bloßem Degen wüthend auf ihn zu, so daß dieser hinter dem ausweichenden Buffolo, und dann hinter einem Tische sich zu bergen suchte. „Ihr seyd Schuld, Bandit, rief jener, daß ich diesen Mord begangen. Ihr habt uns Beide hieher gelockt, damit wir uns ermorden möchten, und damit ihr dann ohne Gefahr eure schöne Tochter an diesen elenden alten Wüstling verhandeln könntet. Ich sollte euch beide ermorden, aber ihr seyd nicht werth, von meiner Hand zu sterben. Sogleich gehe ich zum Richter, und hoffe, wenn Gott will, euch beide am nächsten Galgen hängen zu sehen. — „Ach, mein Garbati, mein Garbati!“ rief er von Wuth in Schmerz übergehend, „warum mußte ich mich von diesem Schurken betrügen lassen, um Dich zu erschlagen.“

Mit diesen Worten wollte er fort. Aber Servisi warf sich ihm, da er den Säbel in die Scheide gesteckt, in den Weg, bittend und

flehend, daß er ihn nicht unglücklich machen möchte, und sich zu allem erbietend, was er nur fordern möchte, wenn er ihm behülflich seyn wolle, die Geschichte zu verbergen.

Indessen hatte Giulia, so wie sie von Cervaconte Garbatis Namen hatte aussprechen hören, ihren unglücklichen, durch den Verband und das Blut ganz entstellten Geliebten wieder erkannt, und sich verzweifelnd auf den Sterbenden niedergeworfen. Sie war so außer sich, weinte und stöhnte so kläglich, daß man aus der Größe ihres Schmerzes deutlich die unendliche Liebe erkennen konnte, mit welcher sie ihm zugethan war. Bei Guiliens Berührung schien einiges Leben in den Halbtodten zurückzukommen, denn sie fühlte, als sie sich seinem Munde näherte, plötzlich einen warmen und derben Kuß auf ihre Wange. Sogleich erhebt sie ein Freudengeschrei: „Er ist noch nicht ganz todt, holt schnell einen Wundarzt!“ Alles schwieg nun und wendete sich erwartungsvoll nach dem Verwundeten und nach Guilien hin, die ihn ohne Unterlaß umfaßt hielt.

Dem Garbati kehrte nun auch einige Bewegung und die Sprache zurück, und er sagte, matt und oft von Röcheln unterbrochen, folgendes:

Ich

Ich fühle, es ist aus mit mir. Nicht über eine Stunde kann ich noch leben, und kein Arzt vermag mir zu helfen. Du, Servisi, bist mein Mörder, nicht Servaconte. Aber ich verzeihe Dir, und will keinen Groll mit in jenes Leben hinübernehmen, wenn Du mir noch zwei Wünsche erfüllen willst. Erstlich wünsche ich dasjenige, was mir an mäßigen Glücksgütern vom Himmel bescheert worden ist, Deiner Tochter Giulia sterbend zu vermachen, damit sie immer meiner Liebe sich erinnern möge. Zweitens wünsche ich, als ihr Gemahl aus der Welt zu gehen, damit ich, wenn ich auch hienieden ihrer irdischen Reize nicht genießen konnte, doch mit der Hoffnung scheiden dürfe, dort oben ewig mit ihr verbunden zu seyn. Holt mir daher einen Notarius mit Zeugen, auf daß er mein Testament niederschreibe, und einen Geistlichen, damit er uns ehelich einsegne.

Nach diesen Worten, die Garbati nur mit großer Anstrengung hervorgebracht, fiel er wieder in Ohnmacht, worauf denn Giulia, von dieser großen Liebe des sterbenden Geliebten gerührt, aufs neue beweglich zu weinen und zu wehklagen anfing. Servisi dachte indessen den Wünschen des Garbati nach und meinte, daß es gar vortheilhaft wäre, sie zu erfüllen. Denn wenn

auch

auch, wie er wohl wußte, Garbati's Vermögen nicht eben groß war, so konnte es doch für ein ansehnliches Geschenk gelten. Da Giulia nun dadurch mit einer Mitgift versorgt wurde, so glaubte er sich berechtigt, von dem Buffolo noch größere Vortheile für sich selbst zu verlangen. Um diesen Preis hätte er Giulien alle Tage mit einem sterbenden Bräutigam verheirathet. Außerdem aber glaubte er sich, wenn Garbati Giulien zur Erbin einsetzen und sich sterbend mit ihr verbinden würde, dadurch von jedem Verdacht einer Theilnahme am Morde, folglich von aller Verantwortlichkeit wegen seines Todes vollkommen befreit.

Indessen ging ihm das Bedenken bei, ob denn auch wirklich Garbatis Wunde so tief sey, daß er unfehlbar daran sterben müsse. Er wünschte sich davon vor allen Dingen durch den Augenschein und durch das Zeugniß eines Kunstverständigen zu überzeugen, und sagte daher dem Cervaconte, daß er zwar nach Notarius und Priester, zugleich aber auch nach einem Wundarzte schicken wolle, um erst den Verwundeten kunstmäßig verbinden zu lassen. Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als Cervaconte in einen fürchterlichen Zorn ausbrach. Er beschuldigte den Servisi, daß er sich nur über-

zeugen wolle, ob der Unglückliche auch gleich nach der Heirath sterben müsse. Da ihm der Hirnschädel in tausend Stücken zerschmettert sey, so müsse er sterben, sobald der Verband abgenommen werde. Er schwur dabei, daß er, wenn Garbati aus der Welt gehe, ohne mit Giulien verehlicht zu seyn, er auf der Stelle zum Richter eilen und dort den Servisi bedienen würde, daß es seine Freude daran haben solle.

Da nun auch Garbati wieder so entsetzlich zu röcheln anfing, daß man sein Hinscheiden im nämlichen Augenblicke erwartete, und längere Verzögerung Giulien um die Erbschaft bringen mußte, so entschloß sich Servisi, sogleich nach Notar und Geistlichen zu schicken, die denn auch, weil ein Sterbelager dieser Art ein fruchtbringendes Feld für dergleichen Leute ist, in weniger als einer Viertelstunde mit den ernstesten und heiligsten Gesichtern eintraten, und bei Garbati's traurigem Anblicke im Stillen überlegten, wie viel dessen Tod ihnen wohl einbringen könnte.

Der Sterbende sprach nun seinen letzten Willen dahin aus, daß er, dafern er vor seinem Tode noch mit Giulien ehelich eingesegnet werde, solche zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetze. Der Notar aber setzte mit flüchtiger

tiger Hand darüber ein Protokoll auf, wozu jener auf Vorlesen als zu seiner Willensmeinung sich bekannte. Servisi aber gab in Gegenwart aller Anwesenden seine Einwilligung zur Verehelichung seiner Tochter mit dem Garbati, und es erfolgte hierauf die Einsegnung des Paares unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Dieser Segen schien eine ganz besondere Wirkung zu haben. Denn kaum war er ausgesprochen, als der Verwundete munter aufsprang, den Verband von der Stirn riß, und einen Bedienten, welcher mit gespreizten Beinen und offenem Munde das Wunder anstaunend dastand, fortstieß, mit den Worten: Ein Waschbecken, du Maulaffe, damit ich mich abwaschen und meine schöne Braut anständig umarmen könne.

Giulia, welche, als sie sich verzweifelnd über ihren Geliebten gebeugt, von ihm mit wenigen leisen Worten unterrichtet worden war, daß alles nur eine Farce sey; Bettina, welcher während des Testaments und Trauacts Cervaconte das Verständniß eröffnet hatte, und Cervaconte selbst, brachen bei dieser Rede Garbatis in ein großes Gelächter aus. Der Geistliche und Notar, Servisi und Buffolo, die Zeugen

und Bedienten standen dagegen starr vor Erstaunen. Servisi aber, als er nun wieder zu sich gekommen, fing an, unmenschlich zu schimpfen und zu toben und widerrief seine Einwilligung, weil sie ihm durch einen Betrug abgeschlichen worden. Der Notar erinnerte ihn jedoch, daß er diese Einwilligung ganz unbedingt gegeben, so wie der Geistliche ihm die Unauflößlichkeit des Sacraments der Ehe zu Gemüthe führte, worauf denn Servisi, sich betrogen und in seinen eigenen Schlingen gefangen sehend, einmal über das andere ausrief: O meine fünftausend Scudi! meine fünftausend Scudi!

Als man erfuhr, daß Buffolo ihm für die Heirath mit Giulien diese Summe versprochen hatte, trat Cervaconte hervor und sprach: Edler Herr, euer Verlust soll euch sogleich ersetzt werden, denn ich verspreche euch s e c h s tausend Scudi, wenn ihr mir eure schöne Tochter Bettina zur Frau gebt.

Da nun der Notar, welcher von dem großen Vermögen des Cervaconte hinreichend unterrichtet und selbst reich war, sich für die Erfüllung des

Versprechens verbürgte, so willigte Servisi getröstet ein. Bettina ihrerseits gab ebenfalls ihr ja mit Freuden, und so wurde denn auf der Stelle von dem nämlichen Notar und Geistlichen auch die zweite Eheverbindung abgeschlossen.

Alles war nun vollkommen glücklich, bis auf Buffolo, der Anfangs nach Entdeckung des Betrugs gegen alles feierlich protestirt, aber auf eine drohende Bewegung, welche Garbati mit dem bewußten Stocke machte, sich eilig entfernt und, um einigen Trost zu holen, in das gewisse enge Gäßchen begeben hatte. Die andern blieben beisammen und feierten bei eilig herbeigeschafften Speisen und guten Weinen fröhlich das doppelte Hochzeitfest.

Ueber Tische fragte der Geistliche — indem Servisi nach der Art, wie er betrogen worden, sich zu erkundigen keinen Beruf fühlte — wie denn alles zugegangen und wie Garbati so schnell von seiner tödtlichen Wunde genesen sey?

Dieser antwortete: Hochwürdiger Herr, das ist lediglich Folge eures Gebets und eures Segens

gens. Denn kaum fingt ihr diesen zu sagen an, wobei ihr wahrscheinlich für meine Genesung im Stillen gebetet haben mögt, als mir schnell besser wurde. Am Ende aber war mein Kopf, den Cervaconte mit einem schrecklichen Hiebe zerschmettert, wieder ganz und aller Schmerz verschwunden.

Dem war nun zwar nicht also. Vielmehr hatten Garbati und Cervaconte sich leicht versöhnt, sobald letzterer versicherte, daß er auf Giulien keinen Anspruch mache, und Bettinen ihr vorziehe. Der Umstand, daß die Aufschrift beider Billets von männlicher Hand war, hatte ihnen die sichere Vermuthung gegeben, daß der Alte sie habe betrügen und verderblich an einander bringen wollen. Zur schuldigen Vergeltung schlossen sie nun ein enges Bündniß gegen ihn, und versiegelten es mit ihrem Blute, indem sie sich einer dem andern eine leichte Wunde ritzten und daraus Garbatis Gesicht und den Verband reichlich bemahlten. In dem Gefecht schlugen sie dann, wie man dies auf den Bühnen oft lächerlich zu sehen pflegt,

blos

blos die Säbel heftig an einander, worauf dann alles sich begab, wie oben erzählt worden ist.

Demungeachtet empfand der Geistliche, sey es nun, daß er Garbatis Versicherung, der Segen habe ihr hergestellt, selbst glaubte oder nur zu glauben schien, darüber eine große Freude. Er verbreitete die Neuigkeit am andern Tage in der Stadt, der Notar, welchen er allen Sterbenden, zur Fertigung der Testamente zu empfehlen versprach, unterstützte ihn treulich, und so wußte denn in wenigen Tagen ganz Neapel, daß ein tödtlich Verwundeter durch des frommen Pater Paolo Gebet und Segen auf der Stelle völlig genesen sey. Krüppel, Aussätzige und alle, die an einem Uebel litten oder zu leiden glaubten, strömten dem frommen Manne zu, um seinen Segen zu holen, und alle, die gesund hingekommen waren, zogen genesen von dannen. Der Ruf dieser Wunder gelangte bald bis nach Rom, und als der fromme Paolo bald darauf an einer Unverdaulichkeit starb, wurde er vom Pabste heilig gesprochen. Seine Gebeine werden noch gegen-

wär-

wärtig in der Kirche zu St. Nicolo in Neapel aufbewahrt, wo sie noch eben so große Wunder thun, als dasjenige war, welches er bei Lebzeiten an dem Garbati verrichtet hatte.

Caroline
oder
Die Prüfungen der Treue.

Nach M. Ricard de Saint Hilaire.

Ich hatte noch nie geliebt; meine Einbildungskraft war eben so feurig als mein Herz gutmüthig war, nnd nichts erblickten meine Augen in der weiten Welt, das die Höhe meiner Gedanken erreicht hätte. —

In den ersten Sproßen unseres Lebens, wo wir so wenige Begriffe von dem Wesen der Schöpfung haben, schaffen wir uns eine idealische Welt; die jugendliche Seele umhüllt sich mit Dingen, die ihr an Reinheit und Unschuld vollkommen gleich stehen; sie wünscht und hofft; die Erfahrungen der Welt hat ihr glückliches Leben noch nicht entzaubert. Mein ganzes Glück bestand darinnen, den kalten Echos meine Wünsche und mein Leiden einzuhauchen; und so war Corydon vor mir, weniger unschuldig als ich.

Um meinen Schmerz zu täuschen, entwarf ich Juliens Träume, deren sanften Gefühle den Meinigen glichen. —

Ich hatte einen Freund, der zwar nicht meine Lebensweise mit mir theilte, der aber

den

den wärmsten Antheil an meinen Leiden nahm. Er glaubte, wenigstens stellte er sich so, an der Magie, und nannte sie: die Kunst die grossen Wirkungen der Natur nachzuahmen. Andern gleich, wähnte er diese Wissenschaft zu besitzen, so bald er nur Gedanken erfunden oder eine neue Entwickelung geordnet hatte. Democrite und Descartes, nannten daher ihre Träume, Wirbel und Atome, und glaubten vielleicht zuversichtlich, die Bildung des Weltgebäudes zu kennen.

Ich hörte ihn mit Vergnügen zu, weil ich es mit jener gutherzigen Seele gemein habe, welche sagte:

Si Peau-d'Ane m'étoit conté,
J'y prendrois un plaisir extrème.

Eines Tages kam er zu mir mit der Bedeutung, daß meine Fantasien von hoher Liebe in baldige Wirklichkeit kämen, und nachdem er mir bewies, daß der Himmel ein Wesen geschaffen das meinen Empfindungen vollkommen würdig wäre, suchte er mich zu überzeugen, daß die Kunst die großen Wirkungen der Natur nachzuahmen, unwiderlegbar existire — Und fügte hinzu:

Zwey Meilen von hier ist ein großes Schloß, deren Besitzer seit vielen Jahren abwesend waren, und die nun dort so eben mit ihrer Toch-

Tochter, die liebenswürdigen Caroline, von welcher ich dich so oft unterhielt, zurückgekehrt sind: sie ist jung und schön, und besitzt den nemlich romantischen Geist wie du. Oft warst du der Gegenstand meiner Briefe; ihr Vater hat sie gelesen, und Beyde wünschen dich zu sehen. Du mußt sie überraschen; ich werde ihnen sagen daß du nach einer entfernten Stadt abgereißt seyest, du wirst mir aber auf dem Schloße nachfolgen, und auf diese Weise, unerkannt diejenige sehen, welche dir vom Himmel und der Liebe bestimmt ist.

Er verreißte; ich versprach ihm zu folgen, und Sonntags darauf, wandelte ich Carolinens Schloße zu.

Ich hatte über die Hälfte des Weges zurückgelegt; ich schritt vorwärts, mit vollen Gedanken an ihr, in den langen Kastanien Alleen Schutzort der lieblichen Zephiren, als ich eine niedliche Bäuerinn erblickte, die auf einem schattigten Wasen Ruhe suchte und mich bat, ihr den Milchtopf auf den Kopf zu heben, den sie ins nahe Dorf des Schloßes bringen wolle. Der Ton ihrer Stimme brachte mein Herz in Bewegung, ich sah sie an; ihre Augen begegneten den Meinigen, und wir beide errötheten. Ich dachte nicht mehr an Carolinen. Wir gin-

gingen mit einander, meine Blicke waren stets auf sie geheftet ohne zu sprechen. Die Worte erstarben mir auf den Lippen, und es schien, als theilte sie meine Verlegenheit. Ihr Krug wankte, ich hielt ihn, und ein sanfter Blick war meine Belohnung. Hier geht der Weg nach meinem Dorfe, sprach sie, und verließ mich. Von Liebe begeistert, und über meine Schüchternheit beschämt, die ich mir heftig vorwarf und die ich nicht besiegen konnte, erstieg ich einen Hügel, und verfolgte sie mit begierigen Augen. Sie ward mich gewahr, und als sie verschwand, lief ich ihr nach um sie einzuholen; allein, so wie ich in ihre Nähe kam, blieb ich neuerdings stehen; ich verbarg mich hinter dichtbelaubte Bäume, und blos Blick und Herz folgten ihren Schritten nach.

Ich war jedoch dem Dorfe nahegekommen, und geistliche Gesänge von der treuen versammelten Gemeinde schallte mir aus einer grünen Wölbung mit Kastanienbäumen beschattet, feierlich entgegen. Unschuld und reine Liebe, sind gewöhnlich von heiligen Empfindungen durchdrungen. Ich fühlte mich zu der Versammlung hingezogen, kniete an einem Steine nieder, und die ersten Blicke die ich um mich geworfen, fielen auf die artige Bäuerin, die ebenfalls,

auf

auf ihren Krug gestüzt, niedergekniet ward. Der Himmel wird mir verzeihen, allein ich sah nichts als das schöne Mädchen, denn nur sie allein, umfaßte alle meine Sinnen. Man stund endlich auf, und sie verlohr sich in der ihr anstaunenden Menge. Ich ward gewahr, daß man sich von ihr unterhielt, und daß ihr Mehrere die sie ebenfalls bewundert hatten, nachgingen. Ich erkundigte mich nach ihrem Ort und Namen, aber alle diejenigen denen ich ihre Gestalt beschrieb, meinten, ich müßte mich irren, indem in der ganzen Gegend, kein ähnliches Landmädchen zu treffen wäre.

Voll vor Unmuth, zog ich mich zurück und sezte meinen Weg zu Carolinens-Schloße weiter. Es schimmerte mir endlich entgegen durch dichtbelaubte Bäume. Ich zweifelte, die schöne Unbekannte wieder zu finden, als ich sie am Arm eines jungen Mannes erblickte, der mir zu vornehm schien, um ihr gefallen zu können; ich hielt mich daher allein würdig von ihr geliebt zu werden. Sie warf einen Blick auf mich, dessen bezaubernden Ausdruck, ich unmöglich beschreiben könnte. Ich trat ins Gehölz, um in der Einsamkeit mein grausames Verhängniß zu beklagen, und sagte mit leiser

Stimme: ich hätte nicht geglaubt daß sie mich liebte! . . .

Mein Freund unterbrach mich in meinen Träumereien. Er sprach von Carolinen, und ich von der hübschen Bäuerin; er lachte über meine Liebe, als er aber sah, daß sie aufrichtig wäre, sagte er: verzweifle nicht, ich kenne Deine Schöne; der junge Mann der sie begleitet, ist nicht ihr Geliebter, sondern ihr Bruder. Sie hat Dich angeblickt, ich weis es, aber die Weiber betrügen gerne, und wünschst Du zu wissen, ob sie Dich wirklich liebt oder noch lieben wird, so sollst Du es erfahren durch . . . .

„Durch wem? —

„Durch den Teufel. Sein Mund ist zwar nicht so lieblich wie bei diesem jungen Mädchen, allein es werden daraus reinere Wahrheiten hervorgehen. Der Teufel kennt alle Liebesgeschichten, und leitet sie gerne glücklich: komm also und laß uns das Orakel befragen. Ist es Dir günstig, so wird es Dir um so mehr Muth bey deiner Geliebten einflößen. Ich hielt seinen Vorschlag für Scherz, demohngeachtet folgte ich ihm. Ich wollte mir, wie viele andere wahrsagen lassen, war aber fest entschlossen nichts zu glauben

was

was man mir glückliches verkünden könnte, ob ich es gleich im ganzen Umfange hoffte.

Mein Freund führte mich auf's Schloß, in ein geräumiges antikes Lokal, das einer Kirche vom zwölften Jahrhundert vollkommen ähnlich sah: Die gemalten Fensterscheiben, welche die Versuchung des heiligen Antonius und die Erscheinung Samuels vorstellten, gaben dem Innern nur wenig Licht. Der Teufel scheute vermuthlich die große Helle. Kaum waren wir hinein getretten, als ein furchtbares Getöse im ganzen Gebäude erschallte. Die Thüren flogen aus ihren Angeln und schloßen sich wieder mit Heftigkeit zu. Nachdem mein Freund einen Kreis gezogen und den Teufel beschworen hatte, erschien er mitten in einem Feuerstrom; ich sah blos den Kopf, der von Ochsengestalt war und einen Affen ähnlichen Schwanz. Sein Hals erstreckte sich bis zu uns, sein ungeheurer Rachen spie Feuer, und brüllte fürchterlich. . . Che voi?

Nun zweifelte ich nicht mehr ob mein Freund ein Geisterbeschwörer sey, wie er mir es tausendmal versichert hatte. Jetzt sah ich unstreitig den Teufel. Ich erinnere mich seiner Liebesgeschichte, (le diable amoureux) von dem unglücklichen Cazote beschrieben, ebenfalls ein

großer Zauberer, so wie uns der wahrliebende La Harpe versichert. Das furchtbare Che Voi? wovon ehemals die Grotte von Neapel ertönte, ward tausendfach vom Echo der düstern Kapelle, wiederholt.

Mein Freund sagte zum Teufel: deine Reize sezen meinen Gefährden in Erstaunen, und lassen ihn nicht zu Worte kommen; allein ich kann dir in seinen Namen sagen, daß er verliebt ist.

„Sapiamo.

„Wird er geliebt?

„Vedete.

Das Seufzen hörte auf, die feurigen Flammen verlöschten, der höllische Ochse verschwand, und ein junges reizendes Mädchen erschien in der Kapelle. Es war nicht zu bezweifeln daß der Teufel diese Gestalt angenommen hatte, und mit ein wenig Eigenliebe durfte ich glauben, daß er verliebt in mir wäre.

Ich blickte weg ohne eigentlich diese sonderbare Begebenheit begreifen zu können, und während ich mich meinen Gedanken überlies, bemerkte mir mein Freund, daß ich nichts zu fürchten hätte, weil, wie ich sehen konnte, der Teufel mit ein Paar schöne Hörner versehen und diese das Sinnbild der guten Teufel wäre.

Um

Um mich mehr in dieser Idee zu bestärken, näherte sich mir der Teufel, der nun in ein junges Mädchen umgeschaffen war, nahm mich bei der Hand, drückte sie an sein Herz, und sagte seufzend:

Ich glaubte nicht daß du noch liebtest!

Ach! großer Gott! wenn dies der Teufel ist, so übergebe ich mich ihm mit ganzer Seele. Er hat die Gestalt, die Züge und die Stimme meiner schönen Bäuerin angenommen, entweder er oder sie ist es. Da ich einmal durch sie oder ihm, in Versuchung gekommen bin, so besitze ich weniger Tugend als der heilige all beglückte Antonius, dessen heldenmüthige Standhaftigkeit ich auf diese Fenster erblicke. Empfange mich huldreich, ich weiche ohne Kampf. —

Erkenne, sagte mein geheimnißvoller Freund, in der schönen Unbekannten, Mademoiselle Caroline, von der ich mit dir so oft gesprochen habe. Sie wird sich des Auftrags entledigen den ihr der Teufel gegeben, um dir zu sagen ob du geliebt wirst oder nicht, so bald man deiner wahren Liebe versichert ist. Du kennst bereits den romantischen Geist dieser Dame; sie wird dir daher noch manche Prüfungen erstehen lassen. Heute haben sie angefangen, und du hast dich tapfer gehalten. Was mich betrifft, so vermuthe ich

dich geliebt, und gegen diese Meinung wird sich wohl Niemand sezen.

Carolinens Vater kam auf mich zu. Er hatte zu Allem eingewilligt. Lustiger und muthwilliger Scherz wechselten während dem Essen ab. Nun erschien ein alter Diener, Nicolaus genannt, der mit einer langen papiernen Müze auf dem Kopf, die Rolle des höllischen Geistes vorgestellt hatte. Ich nahm diese spaßhafte Scene mit Wohlgefallen auf. Caroline wußte, daß ich sie liebte. Ihr Betragen bewies mir daß ich ihr nicht gleichgültig bin. Wir blickten uns verstohlner Weise an, wobei der Teufel nichts verlor, weil er selbst zugegen war. —

Man ließ uns einen Augenblick allein; nun öffnete ich Carolinen mein Herz; Sie versprach mir diese nemliche Offenherzigkeit, sobald sie meiner Lieb und Treue versichert wäre. Einmal vergaß sie sich, und, anstatt mir zu sagen, daß sie mich lieben würde, rief sie: ich liebe Sie. Himmlisches Wort welches sie hätte zurücknehmen wollen wenn es möglich gewesen wäre, das aber ihr Herz vollkommen fühlte. Furchtsam schloß ich die göttliche Caroline in meine Arme, und wagte zu hoffen, daß sich einstens diese Liebesträume, die seit meiner frühen Jugend meine Seele wechselseitig entzückten und beäng-

stig-

stigten, erfüllen möchten. Wir trennten uns. Ein gegenseitiger Briefwechsel ward uns gestattet: Caroline war geistreich, ich verliebt. Und dies war genug, um liebenswürdig zu seyn, und unsern Briefen die tiefen Gefühle unserer Liebe einzuprägen.

Ein Jahr war verschwunden. Ich sah meine Geliebte wieder, und ihr Vater bestimmte den Tag unser Hymens. Plötzliche Geschäfte zwangen mich auf einige Tage zu verreißen. Ich ging in voller Hoffnung meine Rückkehr bald zu bewirken und dann das höchste Glück meiner Wünsche zu krönen. Allein wir sollten nie unser glückliches Geschick in Anspruch nehmen, denn, gütiger Gott! mein Freund erschien eines Tages bleich, entstellt und zitternd vor mir, mit Carolinens Bruder.

Ich fragte nach Carolinen, und man machte mir dagegen kalte Bemerkungen über den Wechsel der menschlichen Dinge. Ich zitterte . . . Mein Unglück entschleyerte sich in ganzer Fülle. Ich betrog mich nicht. Caroline ist nicht mehr!

Man rufte mich ins Leben und zur Verzweiflung zurück. Es wurden Arzneymittel herbeygeschaft. Man gab mir Opium der mir das Gefühl meiner Leiden raubte; ich entschlief mit dem Wunsche ewig zu ruhen. Es war Mitternacht als ich die Augen schloß. Eine

Stunde

Stunde nachher erwachte ich wieder, und früher als man erwartet hatte. Ich ward daher auf einige Augenblicke verlassen, und nur das Krähen des Hahns im stillen Dorfe, vereinigte sich zu meinen schmerzlichen Empfindungen. Die Nacht umhüllte ein dichtes Dunkel, meine Lampe war verloschen, als plözlich in der tiefen Stille, sich folgende Worte, die wie von oben herab zu kommen schienen, hören ließen:

Du liebtest also wirklich deine Caroline? Und sogleich ein heftiger Bliz durchkreuzte mein Zimmer, und ließ mir an dem Fuße des Bettes, eine ganz weiße Gestalt mit großen Flügeln erblicken.

„Wer bist Du?"

„Dein Schutzgeist." —

„Was hab ich mit Dir zu schaffen? Du ließest mir meine Caroline rauben; kommst Du etwa sie mir wieder zu geben?

„Nein, aber Dich zu ihr führen, wenn Du willst."

„Ob ich will? Laß uns eilen."

„So komm."

Ich rieb mir die Augen mehrere malen. Ich schlief nicht, nein gewiß nicht. Ich wollte meinen Schutzgeist berühren, allein er entwischte meinen Händen. Wir gingen.

„Du

„Du weißt, daß die Seele nach dem Todt der Gerechten, dem Paradiese zueilt, und nicht allein in dem Paradiese ihrer Religion, sondern dahin wo alle guten Seelen versammelt sind; weil eine reine Seele der ganzen Schöpfung angehört, und die Tugend überall Belohnung findet; allein jedes Paradies zeigt die Art von Glückseligkeit den Getreuen an, die er zu erwarten hat. —

„Das wußte ich nicht.“

„Es ist wahr, ihr Menschen rühmt immer nur das, was Euch am meisten interessirt.

So sprach mein Schutzengel, während wir die Luft in seinem pfeilschnellen Phäton durchschnitten; plötzlich öffnete sich die Erde und schloß sich eben so schnell über uns zu.

„Hier sind wir in dem ältesten Paradies: sehe und suche nun deine Caroline; und verschwunden war der Engel.

Largior hic campos aether et lumine
vestit Purpureo.

Ich dachte an Virgil, und erkannte die elyseischen Gefilde. Wo soll ich aber Caroline suchen? Dies waren meine Gedanken, als ich die lieblichen Gesänge zum Lob der Bienen declamiren hörte. Delille ist nicht todt rief ich, nur Virgil kann es seyn.

„Ja,

„Ja, ich bin es, rief der Schatten; Deine Sprache ist die Meinige . . .

„Du suchst Caroline? Bey Corrine findest Du sie. Sie eilte mir entgegen und öffnete mir ihre reizenden Arme. Ich wollte sie an meinen klopfenden Busen drücken, und ich umfaßte einen Schatten, wenn es möglich ist einen Schatten zu umfassen. Caroline seufzte. Sie theilte meinen Schmerz, für den ich keine Linderung wußte. Wir sezten uns unter den elyseischen Myrthen, und ihre melodische Stimme entzückte mein Ohr. Allein als ich, von diesen schmachtenden Tönen hingerissen, Carolinens Hand ergreiffen wollte, und meine verlangenden Lippen . . . so traf ich nur einen Schatten, . . . und was ist der Schatten einer Geliebten! . . . Konnte Tantalus Pein der Meinigen gleichen?

Mein guter Schutzengel erschien mir auf's Neue. Die Zeit verstreicht, sagte er; Du hast sie gesehen; jezt mußt Du Dich entfernen.

„Ach! Du hast mich betrogen, rief ich aus. Nur einen halben Theil von meiner Caroline hast Du mir wieder gegeben. Es ist zwar ihre Stimme, ihr Geist, ihre Schönheit, es ist aber nicht ganz meine Caroline, und diese vollkommene Einheit ist's die ich liebe und vergöttere. Ihr reinen verklärten Geister, könnet freilich

mei-

meinen tiefen Kummer nicht begreifen, aber der Schatten dieser Unvergeßlichen die ich liebe, wird mir verzeihen, wenn er bedenkt wie theuer sie mir gewesen ist.

Dies gab der Schatten zu. Allein eine Stimme rief: Er liebt sie nicht. Eine andere erwiederte: Du irrst; er liebt sie.

Ohne Zweifel waren dies andere Schatten die so sprachen; mein Erstaunen war indessen nicht weniger groß darüber.

Mit thränenden Augen nahm ich Abschied von dem verklärten Geist meiner Geliebten.

„Du bist mißvergnügt, sagte mir mein Schutzengel. Willst Du Caroline in ihrer vorigen körperlichen Hülle wieder sehen? Ich bejahte es. Nun so komm in das Paradies der Christen: — Wir sind da; klopf an.“ —

Ich that es; die Thüre wurde geöffnet. Der Pförtner hielt einen blosen Degen in der Hand, woran die Spitze eines Ohres und ein doppelter Schlüssel hingen. Eine dreifache Mütze bedeckte sein Haupt, die ein wenig zu wanken schien, und wohin er mit der linken Hand eine Bewegung machte. Ich erkannte den heiligen Petrus in ihm; neigte mich tief, und machte ihm diese Anrede: Der Sohn Gottes hat gesagt: klopfet an, so wird euch aufgethan;

zei-

zeiget euch, so werdet ihr empfangen; bittet, so wird euch gegeben. Ich habe geklopft, Du hast geöffnet. Ich zeige mich, nimm mich auf. Ich verlange nach meiner Caroline, gib sie mir; denn so steht es geschrieben. —

Mein Schutzengel bemerkte dem Heiligen daß ich stark verliebt und ein wenig verrückt wäre, und daß man mir mein Reden verzeihen müßte. Der Heilige runzelte die Stirne, und sagte: Nicht wie bey Jupiter hat man hier Zutritt, und nur im Traum, nicht bey Leben, darf man hier erscheinen. Da jedoch dein Schutzengel dir es versprochen hat, so sollst du durch dieses Gitter deine Caroline sehen und sprechen. . . Vergebens warf ich meine Blicke umher, und sah nichts. Eine unermeßliche Mauer verbarg mir die Ansicht in das Paradies. Der Gesang des hohen Lieds Salomon drang aber zu meinen Ohren. Ich harrte mit Ungeduld auf das Eröffnen des Gitters.

Endlich erschien Caroline. Ihr Gang war steif, die Arme kreuzten die Brust, und die Augen fielen zur Erde. Das war sie gewiß; ihr niedlicher Mund, ihre großen blauen Augen, die Lebhaftigkeit ihrer Farbe, und ihre elegante Gestalt. Sie hatte aber nicht mehr diese bezaubernde Haltung, diese hinziehenden Reize

die

die sie so sehr auf der Erde ausgezeichnet hatten. Ich sprach ihr von meiner Liebe, von meinen Leiden; sie erwiederte, daß alles eitel wäre, hielt mir eine Rede über geistige Gefühle und verließ mich ohne einen Seufzer auszustoßen, und ohne einen Blick auf mich zu werfen. Ich rief ihr schmerzhaft nach: Caroline, wie kannst du, im Schooße einer ewigen Wonne bei meinen Leiden so unempfindlich bleiben? . . . Mein Schutzengel kam. Das ist zwar Caroline, sagte ich ihm, allein sie hat mich vergessen, sie liebt mich nicht mehr. Ihr Schatten in den elysäischen Gefilden gefiele mir jetzt besser als dieser schöne Körper dessen Herz für mich nichts mehr fühlt.

„Ich denk' er liebt mich?“ —

„Ich sagte Dir es wohl.“

So hörte ich sprechen und mein Erstaunen war auf's höchste gestiegen. Niemand stund am Gitter, und weder mein Schutzengel noch der heilige Petrus, hatten den Mund geöffnet.

Ich folgte meinem Führer. Wir verließen Edens Garten, und mein Schutzengel fügte hinzu: Nichts kann dich befriedigen. Laß sehen ob du noch klagst. Du verlangst eine zärtliche Geliebte. Komm ich will Dich ins Paradies von Mahomet bringen.

Ist's möglich, wäre alles dieses wahr? sind wir im Elysium und im Paradies gewesen? gehen wir wirklich zu Mahomet? bist du ein Engel, und ist es nicht der Traum eines Kranken? —

Welche Gedanken! siehst du nicht selbst daß du wachest; entweder bist du von deinen Sinnen irre geleitet, oder Alles dieses ist wahr. Ueberlege was dir begegnet ist. Bist du nicht um Mitternacht eingeschlafen? Eine Stunde darauf erwacht? Hast Du mich nicht bei deinem Bette gefunden? Bist du jetzt zu Bette? Hast Du nicht mit mir die Luft durchschnitten? Und bin ich nicht jetzt bey Dir? —

Ich ward verlegen. Ich wußte nicht was ich antworten sollte, und dennoch konnte meine Vernunft nicht glauben was ich sah. Sie sagte mir zuweilen, vielleicht schläfst du noch, es ist daher bloß ein zweifacher Traum. Du glaubst dich erwacht, und bist es nicht. Du hast geträumt daß du wachtest, und du hast fortgefahren zu schlafen. Komm, lieblicher Traum, indem ich mich zu meinem Schutzengel wendete, ich überlasse mich gänzlich deiner Leitung. Und so war ich am Ende der Meinung, daß ich träumte, ob es sich gleich nicht so verhielte.

„Ob

„Ob du schläfst oder nicht, versezte er, Du siehst nun auf jedem Fall deine Caroline. Ruf Allah! Hier ist Mahomet.“

„Allah!

„Tritt herein, versezte der Prophet, und wenn du auf der Erde zurück kehrst, so sprich von mir.“

„Göttlicher Prophet, noch in der halben Welt wirst du gehuldigt; aber deine Kinder sind ausgeartet, und sind nicht mehr der Schrecken der Menschheit; ihr Ruhm ist auf immer erloschen.

Der Prophet achtete nicht meiner sondern las im Choran, und zerriß eine Menge unnütze Blätter darinnen. Nun trat ich in das Paradies der Gläubigen.

Welch entzückender Ort! Die reizendsten Weiber bestimmen sich zum Genuß der getreuen Muselmänner; ihre rosenfarbigten Lippen sind nie durch stolzes Lächeln entstellt; und kein frostiges Nein versezt ihre feurigen Anbeter in Trauer. Diese gutmüthigen Schönen wissen nicht was Ruh und Versagung sind. Nun ward ich von diesem lockenden Haufen umgeben, und hatte diesmal nicht nöthig Caroline zu suchen, denn sie kam gleich selbst auf mich zu. Gütiger Himmel, wie bezaubernd schön sie war! ich

stürzte mich in ihren Armen, drückte sie an mein Herz, und bedeckte sie mit meinen Küßen; sie gab mir sie zurück. Aber darf ich es sagen? Diese Umarmungen stillten mein Feuer, anstatt es zu erhöhen. Die wollüstige Caroline zog mich in ein Bosquet von Palmenbäumen beschattet; und ihre Gefährtinnen entfernten sich lächelnd.

„Ach! wie fürchte ich diese Prüfung! rief eine Stimme.

Meine Verwunderung erneuerte sich; allein die Gegenwart meiner Geliebten ließ mir alles vergeßen.

Ich hielt sie in meinen Armen, und athmete ihren duftenden Hauch in vollen Zügen ein. Welch himmlischer Genuß! —

Der Todt hatte seine Beute entlassen. Alles was reine Liebe und Herzensgüte einflößen können, ergoß ich in den Busen meiner Geliebten. Aber Caroline theilte blos stillschweigend meine Empfindungen. Meine zutrauliche Sprache fiel ihr auf, und sie, die ehemals so zärtlich, so mittheilend war, staunte mich mit kalten Blicken an.

„O Caroline! rief ich, wie ist dein Herz verändert!“

„Er liebt sie! er liebt sie!“

Ohn=

Ohngeachtet der Vorwürfe womit ich Caroline überhäufte, blieb ich dennoch nicht ganz unempfindlich bey ihren Reizen, und . . . Da kam der Prophet aus Mekka, und las im Acoran:

Fliehe die Wollust, denn sie ist ein unwürdiges Ding. —

Und wie ein Blitz entfloh Caroline, und mein Schutzengel stand mir zur Seite.

Du hast mich betrogen, rief ich ihm zu. Du hast mir meine Geliebte nicht zurück gegeben. Im Elisium hab ich nur ihren Schatten, in Paradies aber ihre vollkommene Gestalt gesehen. Allein geistige Gefühle hielten sie von mir zurück. Dieser Drang zur Gottheit ist edel und erhaben. Glückliche Caroline! deine selige Wonne liegt außer meinem Kreise; Leben und Todt stehen zwischen uns. Hier ist Caroline eben so schön wie ehemals; sie hat mich nicht vergessen, und könnte mich glücklich machen, allein ich fürchte meine Freuden sind ihr fremd. Die Liebe scheint in ihrem Herzen erstorben, so bald die Lust ihre Schritte zu mir leitet. Im Elysium hat sie eine Seele ohne Körper, und hier, einen Körper ohne Seele. Das ist nicht meine Caroline, nach der ich verlange; auf der Erde war sie mir bey weitem theurer.

Unter

Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder auf die Erde zurück. —

„Was ich für dich thun kann soll geschehen, sagte mein Schutzengel, Caroline wird wieder erwachen und zu dir zurückkehren: Hier ist sie, aber alt; so sind die Verordnungen des Himmels.

Eine gute alte Matrone kam und fuhr mir mit der Hand über das Kinn; ich erkannte sie sogleich. Ihre Bewegungen waren noch leicht; aber Runzeln bedeckten ihr Gesicht; ihre Stimme zitterte, und Brillen trug ihre Nase. Sie liebte mich noch immer, sagte sie, und im Alter brächten die Erinnerungen den längst verlebten Frühling wieder zurück. Nach den reinen Freuden kämen trostvolle Erinnerungen, und auch diese hätten ihre angenehme Seite. Das Leben wäre niemals traurig wenn es die Freundschaft verschönere, und das Abnehmen unserer Jahre gliche vollkommen das Abnehmen eines Tages.

O meine Caroline! Ich bin ganz deiner Meinung. Die Empfindungen sanfter Seelen sind ohne Grenzen. Wehe dem, der nur in seiner Jugend liebte! Die Leidenschaften kühlen sich mit den Sinnen, allein die Gefühle dauern fort... O meine theure Caroline!... Ich nahm ihr die Brillen weg um sie auf die Wangen zu küßen; allein, bey ihrem Anblick,

er=

erinnerte ich mich ihrer ehemaligen Blüthe, und küßte ihr nur die Hand.

„Mein Theurer!"

„Meine Geliebte! warum willst du den Frühling und den Winter, das Feuer und das Eis vereinigen? Alles ist in einer vollkommenen Harmonie in der Natur; folge ihre Geseze, und gib mir Carolinens Jahre, damit mich nichts von ihr entferne."

„Ja ja! schrieen mehrere Stimmen."

„Nein, versezte mein Schutzengel; sie soll ihre vormalige Jugend wieder erhalten, und so will ich sie dir, jedoch arm, in deine Arme zurückbringen."

„Alles was ich besitze will ich mit ihr theilen; hat sie auch sehr wenig Vermögen so werden wir uns dennoch lieben. Die Armen sind reich an Liebe.

„Sie leidet" ...

„Ich will sie pflegen so lang ich lebe."

„Durch Unglück von der Tugend gewichen...."

„Höllische Verläumdung; Caroline kann unglücklich, aber nie lasterhaft seyn.. nein, nie; ihre Tugend ist unerschütterlich!"

„Ich liebe diese Begeisterung. Du sollst sie wieder haben, jung und brav, aber häßlich."

„Nein,

„Nein, nein erwiederte die gute Alte; seine Beharrlichkeit ist einer bessern Belohnung werth; wir müssen sie ihm geben so wie sie gestern gewesen ist.“

„Wenn dies geschieht, sagte der Engel, so zieh ich mich aus der Sache, denn jezt kommt der Teufel wieder ans Brett. Der Engel und die Alte verschwanden. Da erscholl plözlich ein Getöse ringsumher. Einige schwache Strahlen Licht ließen mir wieder die antike Kapelle vom 13ten Jahrhundert erblicken; und der Teufel im Ochsenkopf, und Affenschwanz, erschien auf's neue, mitten in Flammen, an seiner vorigen Stelle. Che voi schrie er mit einer donnernden Stimme. Sapiamo; Vedete; und verschwand.

Nun öffnete sich die Thüre, und Caroline, jung und reizend, in dem nemlichen Anzug als ich sie das Erstemal getroffen hatte, kam auf mich zu, von Mahomet, den heiligen Petrus, und meinen Schutzengel umgeben. Sie nahmen mich an dem Tische wo ich schon vorher gesessen hatte. Ich wischte mir neuerdings die Augen, und sagte ganz laut: Welch sonderbarer Traum; ich lieg im tiefen Schlaf, nichts kann mich erwecken. Aber ich verlang nichts weiter zu sehen, da mir Caroline wieder geworden ist. Hier herrscht ein Irrthum, allein er macht

mir

mir Freude, und ich will ihn benuzen. Darauf wollte ich Carolinen umarmen.

„Geduld!“ sagte sie, und entschlüpfte meinen Armen. Jetzt sollen Sie erwachen, der heilige Petrus ist Ihr Freund; Mahomet ist mein Vater; der Schutzengel ist Ihre Schwester, und der Teufel ist Nicolaus. Ich bin nicht gestorben, und da wir nun an die Entwicklung kommen, so bleibt Ihnen nichts mehr übrig als die gesammte Gesellschaft zu begrüßen. Sie nahm mir den Hut ab, und grüßte für mich, denn ich wußte nicht wie mir geschah, und glaubte immer noch zu träumen.

Endlich ward mir gesagt, daß Caroline den Grad meiner Gefühle kennen lernen wollte, daß man mein Einschlafen benuzte um mich in der alten Kapelle zu bringen, die seit langer Zeit zu einem Theater mit Versenkungen umgeschaffen ward, und wo man mir die Proben erlegte, die ich zu Jedermannns Zufriedenheit bestanden hatte. Jezt zeigten sich alle Mitspielenden. Einer von denselben, der die Kunst aus dem Bauch zu reden verstand, trug einen Fantasmagorischen Apparat. Auch ward mir ein Saal gezeigt, der für das Panorama eingerichtet war. Auf diese Weise, ging alles mit natürlichen Mitteln zu, die aber in einem andern Jahrhun-

dert

dert den Glauben an der Magie verbreitet haben würde.

Caroline war meiner Liebe gewiß, es machte ihr aber Vergnügen mich zu prüfen. Ich zweifelte auch nicht, daß sie die nemlichen Empfindungen für mich besäße, ob ich gleich damals keine gewisse Beweise anführen konnte.

O meine theure Caroline! wenn ich zur antiken Kapelle zurückkehre, und der Teufel im Ochsenkopf sagt mir wieder Che Voi? was soll ich ihm dann antworten? —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Ludwig Theodor

Rosen und Dornen in Erzählungen und Scenen aus dem stillen häuslichen Leben in einen Kranz gewunden für gute Menschen Zwei Theile

Bd.: 1

Nürnberg [1817]

P.o.germ. 85 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105191-2